PSYCHOLOGIE

UND

ERKENNTNISTHEORIE.

Von

Carl Stumpf.

I. Die Streitfrage.

Als Zeller in dem Vortrage „Ueber Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnistheorie“ (1862) zur erneuten Pflege dieser Wissenschaft aufforderte, bezeichnete er als ihre Aufgabe die Untersuchung der Voraussetzungen, unter denen der menschliche Geist zur Erkenntnis der Wahrheit befähigt ist, specieller die Untersuchung des Ursprunges und der Wahrheit unserer Vorstellungen. Er nannte es Kant's unsterbliches Verdienst, dass er diese Frage auf's Neue in Fluss gebracht und gründlicher als seine Vorgänger gelöst habe. Er betonte die Notwendigkeit, in der Logik auf solche Untersuchungen zurückzugehen. Dass sie auch mit der Psychologie eng zusammenhängen, sagt er nicht ausdrücklich; aber was er über den Ursprung unserer Vorstellungen in diesem Vortrage und besonders in den späteren Zusätzen (1877) beibringt, lässt über seine affirmative Ansicht auch in dieser Beziehung keinen Zweifel zu.

In der neukantschen Schule, die sich seitdem entwickelt hat, sind andere Anschauungen hierüber hervorgetreten. Zwar die Logik pflegt man auch von dieser Seite zumeist mit Erkenntnistheorie zu vereinigen. Um so schärfer aber wird die Psychologie davon abgesondert, ja in einen diametralen Gegensatz dazu gebracht. Diese Anschauung hat so um sich gegriffen, dass auch solche, die man nicht zur Schule rechnen kann, einer möglichst weitgehenden Arbeitsteilung und einer principiellen Unabhängigkeit der Erkenntnistheorie das Wort reden. In Verbindung damit steht eine veränderte Auffassung der eigentümlichen Leistung Kant's, als welche eben diese scharfe Sonderung und Entgegensetzung bezeichnet wird. Psychologie der Denkthätigkeiten habe es seit Locke und schon früher

gegeben. Auch die von David Hume aufgeworfenen Schwierigkeiten bezüglich der Erkenntnis von Causalgesetzen seien von diesem Standpunct aus bereits durch Kant's Zeitgenossen Nicolas Tetens so vollständig als möglich behandelt. Aber erst Kant verdanke man die Emancipation der Erkenntnistheorie von der Psychologie, das ist die Erkenntniskritik. Wol geben die Meisten zu, dass die Trennung sich bei Kant selbst erst in der zweiten Auflage der Vernunftkritik und auch da nicht consequent genug vollzogen finde. Es wird, wenn ich so sagen darf, ein idealer und ein historischer Kant unterschieden.[1]) Einige glauben die Tendenz zur reinen Erkenntniskritik, zum „kritischen Idealismus", auch schon bei Leibniz, bei Descartes, bei Plato zu finden, wodurch das Eigentümliche der Kant'schen Leistung auch von diesem Standpunct einigermassen in Frage gestellt wird. Doch mögen solche Differenzen hier auf sich beruhen.

Wir bezeichnen im Folgenden mit dem Ausdruck „Kriticismus" die Auffassung der Erkenntnistheorie, welche sie von allen psychologischen Grundlagen zu befreien sucht, mit dem Ausdruck „Psychologismus" (den wol J. E. Erdmann zuerst gebraucht hat) die Zurückführung aller philosophischen und besonders auch aller erkenntnistheoretischen Untersuchungen auf Psychologie; und wir lassen nun die Kriticisten und Psychologisten ihre Geschosse gegen einander richten, wobei wir der Sache halber auf möglichst scharfe Zuspitzung der Argumente bedacht sind, ohne Rücksicht darauf, ob sie genau in dieser Form in der Litteratur vertreten sind.

Der nächstliegenden Argumentation des Psychologisten, dass die Erkenntnis doch selbst ein psychischer Vorgang und demgemäss die Untersuchung ihrer Bedingungen eine psychologische Untersuchung sei, hält der Kriticist entgegen, dass psychologische Forschung uns wol zu gewissen Thatsachen des inneren Lebens, zur Kenntnis der Denk- und Gefühlsprocesse und allenfalls zu empirischen Regeln, wie denen der Ideen-

---

1) Vgl. u. A. Windelband, Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie I 224 f., wo Windelband gerade auch in Bezug auf das Verhältnis Kant's zum „Psychologismus" zu dem Ergebnis gelangt, dass der wahre Kriticismus in keiner der Schriften Kant's zum vollen Ausdruck kommt, sondern nur einen der Uebergangsstandpuncte bedeutet, welche er zwischen 1770 und 1780 durchlaufen hat. Windelband betont ausdrücklich die „Abhängigkeit des Kriticismus von der psychologischen Theorie seines Urhebers, welche durch alle gegenteiligen Aeusserungen derselben nicht verdeckt werden kann".

association, führen könne, niemals aber zur Erkenntnis allgemeiner und notwendiger Wahrheiten, am wenigsten solcher, die auch objectiv gelten sollen, etwa der geometrischen Grundsätze oder des Causalgesetzes. Das letztere liege gerade umgekehrt auch aller psychologischen Forschung schon zu Grunde. Die Psychologie sei eine besondere Erfahrungswissenschaft, die Erkenntnistheorie lehre uns die Bedingungen für die Möglichkeit jeder Erfahrung überhaupt.

So in die Defensive gedrängt hat der Psychologist gleichwol noch leichten Stand, solange von den eigentümlichen Positionen der Kant'schen Philosophie Umgang genommen wird. Zu Erkenntnissen, antwortet er, kann man gelangen ohne Erkenntnistheorie, ebenso wie man essen und spazierengehen kann ohne Physiologie. Man kann einsehen, dass das Quadrat der Hypotenuse gleich der Summe der Quadrate der Katheten, ohne etwas von dem Unterschied der analytischen und synthetischen Urteile zu ahnen. Man konnte die Pendelgesetze entdecken, ohne das Causalgesetz etwa als einen synthetischen Grundsatz a priori zu erkennen. Und so konnte und kann man auch psychische Zusammenhänge erforschen ohne Theorie des Erkennens. Dies würde als etwas Selbstverständliches nicht der Erwähnung bedurft haben, wenn nicht doch manche Aeusserungen von kriticistischer Seite auf eine gegenteilige Meinung schliessen liessen. „Soll es — so fragt Einer — Erkenntnis geben ohne Kritik derselben? Das wäre eine Erkenntnis ohne Gesetz, ohne eine Norm ihrer Wahrheit, mithin ohne Wahrheit.“ Mit nichten! Eine Erkenntnis kann nicht blos wahr, sie kann dem Erkennenden bis in ihre letzten Gründe völlig evident sein, ohne dass er sich eine Theorie dieser Evidenz gebildet hätte.

Soviel ist allerdings richtig, dass man vielfach mit Voraussetzungen rechnet, die nur eben durch den Gebrauch als nützlich befunden sind, und dass die Forschung, nachdem sie so ein gutes Stück vorwärts gekommen, das Bedürfnis empfindet, auch rückwärts nach der etwaigen inneren Berechtigung oder Notwendigkeit jener Voraussetzungen zu fragen und sie selbst unter allgemeine Begriffe und Regeln zu bringen. Wie die Processe und Hantierungen des täglichen Lebens allgemach der Theorie unterworfen und später „mit Bewusstsein“ ausgeführt werden, wie das natürliche Sehen und Hören zur Optik und Akustik und weiter zur Con-

struction feinster Werkzeuge und zur Aufstellung scharfer Kriterien für die objective Zuverlässigkeit der Wahrnehmungen geführt hat, so ist auch die Erkenntnistheorie die Tochter des natürlichen Erkennens und die Mutter des künstlichen (kunstgemässen). Mit Recht haben daher Locke und Hume das Ziel einer solchen Untersuchung nicht in das Erkennen überhaupt, sondern in die genauere Bestimmung der Mittel und Wege, der Grenzen und der Wahrscheinlichkeitsgrade unserer Erkenntnisse gesetzt.

Man könnte die Behauptung wagen, dass die Psychologie einer solchen nachträglichen Prüfung ihrer Voraussetzungen weniger bedürfe als die Naturwissenschaften: insofern gerade die Voraussetzung, welche am meisten zur Erkenntnistheorie hindrängt, die Annahme einer vom Bewusstsein unabhängigen materiellen Aussenwelt, für sie irrelevant erscheint. Doch wollen wir hierauf kein Gewicht legen, da es doch nicht ohne Weiteres klar ist, ob die Psychologie wirklich ohne diese Annahme auskommt, wenn anders sie ihre Aufgabe nicht blos in der Beschreibung, sondern auch in der genetischen Erforschung der psychischen Zustände erblickt.

Zu erkenntnistheoretischen Reflexionen drängt also die Psychologie wie jede Wissenschaft in ihrem Fortgang hin und sie bedarf derselben zur Vollendung, nicht aber zum Beginne. Wie nun? ist auch Erkenntnistheorie in ihrem Beginne oder überhaupt von aller Psychologie unabhängig? bedarf sie nicht ganz notwendig psychologischer Vorarbeit und Mitwirkung, zum mindesten in der Frage nach dem Ursprung unserer Begriffe?

Dies zu widerlegen, hält der Kriticist stärkere und tiefer einschneidende Waffen in Bereitschaft, die er dem Arsenal der Kritik der reinen Vernunft entnimmt: die Lehre von den Wurzeln aller wissenschaftlichen Erfahrung in den apriorischen Formen der Anschauung und des Denkens, von der transscendentalen Synthesis und dem transscendentalen Schematismus.

Wir können, lehrt uns die Kritik, nicht von einem „Gegenstand“ reden, noch weniger von der „Natur“ als der umfassenden gesetzlich zusammenhängenden Einheit der Gegenstände oder von Naturgesetzen als den Regeln dieses Zusammenhanges, ohne die Kategorien der Einheit,

Allheit, Substanzialität, Causalität, Notwendigkeit u. s. f. auf die Erscheinungen anzuwenden. Jede Kategorie ist eine Form der Synthese oder, wie man auch gesagt hat, eine Einheitsfunction. So ist es der Verstand, der durch die Bethätigung seiner Einheitsfunctionen die Gegenstände, die Natur und ihre Gesetzlichkeit schafft. Die Natur ist nicht zuerst da und spiegelt sich nur im Verstand ab, sondern sie entsteht als Natur erst im Verstand und durch ihn. Die Erscheinungen als solche haben keine Regel, keine Ordnung, kein Gesetz in sich.

Zur Darlegung dieses Sachverhaltes nun, sagt der Kriticist, ist keinerlei psychologische Voraussetzung, Thatsache, Beobachtung nötig. Wir gehen vom Begriff der wissenschaftlichen Erfahrung aus und fragen nach den Bedingungen, welche eine solche möglich machen, nach den Voraussetzungen oder Elementen, die in jenem Begriff enthalten sind. Wir finden darin den Begriff der Substanz u. s. f. Von den „Bedingungen einer möglichen Erfahrung“ wird hier nicht im psychologischen Sinne gesprochen. Es wird nichts darunter verstanden als die Elemente, die sich durch Analyse des Begriffes Erfahrung ergeben. Somit ist Erkenntniskritik ohne Psychologie möglich. Ja sie kann die Psychologie nicht heranziehen, ohne sich zu verunreinigen. Die Deduction der Gültigkeit der Kategorien darf nicht von der Gültigkeit einer einzigen psychologischen Thatsache oder eines einzigen Gesetzes abhängig gemacht werden.[1])

Obgleich nun Kriticisten strengster Observanz — dogmatische Kriticisten! — diese Sachlage als eine für alle Zeiten ausgemachte hinstellen und über Andersdenkende von vornherein schwere Censuren verhängen, so lassen doch viele ältere wie neuere Untersuchungen über Kant's Lehre eine allmälige Verständigung der weniger Extremen auf beiden Seiten erhoffen. Es handelt sich zuerst um die Frage, inwiefern und inwieweit gesagt werden kann, dass der Verstand die Gegenstände und ihre Gesetzlichkeit schaffe (II); dann um die Positionen, welche dieser Lehre als hauptsächliche Stütze dienen, die Trennung von Materie und Form (III) und die Lehre von der synthetischen Notwendigkeit (IV.)

---

1) Vgl. u. A. Alois Riehl, der philosophische Kriticismus I, 8 („Die kritische Philosophie Kant's kennt keine Psychologie“), 18, 166, 247 u. s. f.

Ueber alle diese Fragen ist seit einem Jahrhundert unübersehbar Vieles und darunter auch Treffliches gesagt worden. Aber nur ein kleiner Teil davon kommt für unseren Zweck in Betracht. Der grösste Teil bezieht sich ohnedies auf blosse Interpretationsfragen, wie sie durch die dunkle und gewundene Darstellungsweise Kant's veranlasst sind und schon manchen Ausleger zur resignierten Anerkennung vielfacher Widersprüche genötigt haben.[1]) Um solche Discussionen thunlichst zu vermeiden — ganz sind sie ja nicht zu umgehen — halte ich mich an die jeweilig günstigste und von den modernen Kriticisten bevorzugte Auslegung. Hiezu treibt uns nicht blos Kant's eigene Erinnerung, „dass es gar nichts Ungewöhnliches sei, durch die Vergleichung der Gedanken, welche ein Verfasser über seinen Gegenstand äussert, ihn sogar besser zu verstehen als er sich selbst verstand, indem er seinen Begriff nicht genugsam bestimmte und dadurch bisweilen seiner eigenen Absicht entgegen redete", und das Billigkeitsmotiv, dass man diese „mildere und der Natur der Dinge angemessenere Auslegung" auch ihm selbst zugestehen müsse (A. Stadler), sondern auch taktische Gründe: denn nur in diesem Fall lässt sich für unsere sachliche Streitfrage ein sachlicher Gewinn und eine Verständigung erhoffen.

II. Schöpfung der Natur durch den Verstand.

Da Begriffe als solche nur im Bewusstsein existiren, so ist es eine unbezweifelbare Wahrheit, dass die Vereinigung von Erscheinungen zum Begriff eines Gegenstandes, die Beziehung von Erscheinungen oder Gegen-

---

1) Windelband kommt in der oben erwähnten Abhandlung zu dem Ergebnis, dass man in einem der wichtigsten Abschnitte der Kritik d. r. V. zwischen drei verschiedenen Auffassungen fortwährend hin- und hergeworfen wird (S. 256 f.) Vaihinger findet in der Kritik überhaupt drei bis fünf verschiedene Begriffsreihen „in einem einzigen schwer entwirrbaren Argumentationsknäuel verknüpft". Der noch unvollendete Commentar dieses Kantforschers mit seiner mühevollen Zusammenstellung und Besprechung aller Auslegungen bietet ein ganz entmutigendes Bild. Der Verfasser greift trotz aller Verehrung wiederholt zu den stärksten Ausdrücken über die in Kant's Darstellung herrschende Verwirrung, und führt oft genug gerade die dogmatistischen Kriticisten selbst, die doch jeden Einwand gegen die Kant'sche Lehre als Misverständnis erklären, zum Beleg verschiedener und entgegengesetzter Auslegungen an. Gelegentlich lässt er sogar einen ihrer Hauptführer für sich allein schon „eine Wolke von Missverständnissen und dunklen, gesuchten Wendungen" verbreiten (I 471).

ständen auf einander unter dem Gesichtspunkt der Causalität, die Zusammenfassung aller Gegenstände und Causalverbindungen in dem Begriffe der Natur, dass alle diese Synthesen Denkacte, Bewusstseinsfunctionen sind. Es ist auch nichts dawider zu sagen, wenn man gerade im Zusammendenken, *ξυλλαβεῖν εἰς ἕν*, eine charakteristische Function des Denkvermögens erblickt, obschon auch die andere von Plato daneben hervorgehobene, das Zertrennen (*τέμνειν*) eines in der Anschauung einheitlich Gegebenen nicht minder wesentlich erscheint. Aber die Kernfrage bleibt: was dürfen, können, müssen wir vereinigen, was nicht? Weder der allgemeine Begriff einer „Einheitsfunction" noch die einzelnen „Formen der Synthese" (Kategorien) geben hiefür eine Anleitung. Hier setzt nun bekanntlich die „transscendentale Deduction" und der „Schematismus" der reinen Verstandesbegriffe ein. Die erste soll das Recht darthun, Kategorien überhaupt auf Erscheinungen anzuwenden, die zweite die Möglichkeit oder den Weg angeben, auf welchem dies geschehen kann. Unsrem regressiven Plane gemäss ziehen wir zuerst den letzten Punct in Betracht.

1. (Zum Schematismus.) Die Anwendung der Kategorien auf Erscheinungen wird nach Kant ermöglicht und geregelt durch die Schemata, das ist durch Raum und Zeit, in welchen sich die Erscheinungen ordnen. Das geläufigste Beispiel, woran auch wir uns zunächst halten, ist die durch die Zeitfolge vermittelte Anwendung der Causalität. Wenn auf eine Begebenheit regelmässig eine andere folgt, so wird diese Kategorie in's Spiel gesetzt, gleichsam ausgelöst. Wir sprechen dann von einem nicht blos subjectiven (durch die zufällige Richtung der Einbildungskraft bestimmten) sondern objectiven Zusammenhang; das will nichts anderes heissen als: von einem unter der Regel der Causalität stehenden, causal notwendigen Zusammenhang.

Gegenüber dem naheliegenden und von Schopenhauer bereits vorgebrachten Bedenken, dass doch Tag und Nacht regelmässig aufeinanderfolgen, ohne dass wir sie in Causalverbindung bringen, haben Verteidiger Kant's bemerkt, dass es sich bei Kant nicht um einzelne Erscheinungen sondern um Veränderungen von Substanzen handle. Die Anwendung des Substanzbegriffes selbst aber wird von Kant bereits vorher erläutert. Wir mögen daher, wenn auch die Schwierigkeit dadurch vielleicht nur zurück-

geschoben ist, einer möglichst immanenten Kritik halber hier von diesem Bedenken Umgang nehmen.

Auf einen anderen Einwand, dass nämlich Ursache und Wirkung, genau genommen, immer zugleich seien, da in demselben Moment, wo die Bedingungen eines Ereignisses vollständig vorhanden sind, das Ereignis eintreten müsse,[1]) hat Kant selbst bereits erwiedert. „Hier muss man wol bemerken, dass es auf die Ordnung der Zeit und nicht den Ablauf derselben abgesehen sei; das Verhältnis bleibt, wenngleich kein Zeitverlauf ist. Die Zeit zwischen der Causalität der Ursache und deren unmittelbarer Wirkung kann verschwindend (sie also zugleich) sein; aber das Verhältnis der einen zur anderen bleibt doch immer der Zeit nach bestimmbar. Wenn ich eine Kugel, die auf einem ausgestopften Kissen liegt und ein Grübchen darin drückt, als Ursache betrachte, so ist sie mit der Wirkung zugleich. Allein ich unterscheide doch beide durch die Zeitverhältnisse der dynamischen Verknüpfung beider. Denn wenn ich die Kugel auf das Kissen lege, so folgt auf die vorige glatte Gestalt das Grübchen; hat aber das Kissen (ich weiss nicht woher) ein Grübchen, so folgt darauf nicht eine bleierne Kugel.“[2])

Was will aber Kant damit sagen, dass wir Ursache und Wirkung durch die „Zeitverhältnisse der dynamischen Verknüpfung“ unterscheiden? Eine dynamische Verknüpfung ist nicht ein Zeitverhältnis. Sie ist ja eben das, was wir aus dem Zeitverhältnis der regelmässigen Folge erst entnehmen sollen.

Aufklärung bietet vielleicht eine kurz nachher folgende Stelle, wo Kant betont, dass jeder Uebergang in einen neuen Zustand Zeit gebraucht und so auch jede Ursache eine Zeit lang wirkt und währenddessen den neuen Zustand durch kleinere Grade hindurch erzeugt. Man kann noch

---

1) Schon Descartes erklärt dies für einen evidenten Satz: „Lumen naturale non dictat ad rationem efficientis requiri, ut tempore prior sit suo effectu; nam contra, non proprie habet rationem causae, nisi quamdiu producit effectum, nec proinde illo est prior.“ (Respons. ad primas objectiones, Meditat. 1685 p. 56.)

2) Wir müssen hier wol in Kant's Sinne genauer schreiben: „hat aber das Kissen ein Grübchen und lege ich die Kugel darauf, so folgt nicht die glatte Gestalt.“ Den Druck der Kugel in Verbindung mit der vorherigen Gestalt nennen wir die Ursache, die neue Gestalt ist die Wirkung; und die Zeitfolge dieser Umstände oder Zustände ist — darauf kommt es Kant an — nicht umkehrbar.

hinzufügen, dass das, was wir im strengen Sinn als Ursache bezeichnen, nämlich der vollständige Inbegriff der Bedingungen eines Zustandes, sich auch nur allmälig in der Zeit zusammenfindet. In diesen beiden Rücksichten lässt sich sagen, dass die Ursache der Wirkung vorhergeht: die Ansammlung der Bedingungen geht der Wirkung und zumal der vollständigen Erzeugung der Wirkung vorher.

Wollen wir nun auf Grund dieser Auslegung auch von diesem Einwand absehen, so führt er doch unmittelbar zu einem dritten, den ich in der That ohne Weiteres für unlösbar halte. Auch er ist nichts weniger als neu, muss aber immer wieder eingeschärft werden.

Scheidet man mit Kant vollkommen scharf den Begriff der Causalität und den des Zeitverlaufes, dergestalt, dass keiner dieser Begriffe den anderen irgendwie einschliesst, so ist aus diesen Begriffen auch nicht mehr einzusehen, warum nur das Frühere Ursache des Späteren sein könnte und nicht umgekehrt. Man kann sich dann ohne logische Schwierigkeit ebenso denken, dass das Spätere Ursache des Früheren wäre oder dass gar kein festes Zeitverhältnis zwischen Ursache und Wirkung bestände.

Dass die Zeit mit den Kategorien die Apriorität, mit den Sinneserscheinungen die Anschaulichkeit gemein hat, gibt ihr zwar eine mittlere, aber nicht eine vermittelnde Stellung; es liefert keinen Grund, die Erscheinungen unter die Kategorien zu subsumiren. Drastisch, aber nicht unrichtig wirft Ueberhorst gegen solche Motivierung ein: „Kann man etwa mit Hilfe der Vorstellung eines Glases, welches mit einem Laubblatt die Eigenschaft der grünen Farbe, mit der Luft die der Durchsichtigkeit gemeinsam hat, das Laubblatt unter den Begriff der Luft subsumiren?“ [1]) — Und schliesslich würde im besten Falle doch nur die Anwendbarkeit der Kategorie überhaupt, nicht diese bestimmte Beziehung der Causalität zur Zeitfolge im Gegensatz zu der umgekehrten Beziehung sich daraus ergeben.

Der einzige Grund, auf den man sich, Kant's Prämissen zugegeben, zur Ableitung dieser bestimmten Beziehung etwa stützen könnte, wäre jene allmälige Ansammlung der Bedingungen, bis die Ursache complet

1) Kant's Lehre vom Verhältnis der Kategorien zur Erfahrung (1878) S. 20.

ist, und das allmälige Wachstum der Wirkung vom ersten Moment der Wirksamkeit an. Aber dies sind, soviel ich sehe, empirische Thatsachen. Es scheint unmöglich, sie aus dem Begriff der Ursache und Wirkung abzuleiten.

Es ist aus den Prämissen der Vernunftkritik auch nicht ableitbar, warum dieselbe Wirkung von verschiedenen Ursachen erzeugt werden kann, während doch dieselbe Ursache stets nur Eine Wirkung hat. Wenn der letztere Satz wirklich mit dem Begriff der Causalität und der Zeitfolge apriori gegeben ist, warum nicht auch der erstere? — Es ist nur ein Zeichen dieser Consequenz, was bei einem namhaften neueren Darsteller der Lehre zu lesen steht: „Thatsächlich behaupten wir alle, dass das Wasser gar nicht in den Siedezustand geraten konnte, ohne dass eine Wärmeerzeugung vorangegangen, dass das Feuer jederzeit vorher da sein muss, ehe das Kochen des Wassers eintreten kann.“ Thatsächlich behaupten wir dies nicht alle. Das Wasser kann auch ohne Feuer und ohne Wärme sieden, durch Verminderung des Luftdruckes. Natürlich hilft es nichts, wenn man dies so auslegen will, dass durch Verminderung des Druckes ebenso wie durch Erhitzung ein und derselbe bestimmte Zustand der Molecule des Wassers geschaffen werde, der dann regelmässig das Sieden zur Folge habe, sodass diese Wirkung doch jedesmal durch dieselbe Ursache erzeugt werde. Denn nun kann eben wieder jener Zustand der Molecule durch zweierlei Ursachen hervorgerufen werden.

Aehnliches wie bezüglich des Causalbegriffes gilt nun auch für den Substanzbegriff. Dass die Begründung der Anwendbarkeit hier vielleicht noch plausibler erscheint, rührt davon her, dass Kant Substanz eben von vornherein als das Beharrliche, Unwandelbare definiert, was den Zeitbegriff einschliesst. „Der Zeit, die selbst unwandelbar und bleibend ist, correspondiert in der Erscheinung das Unwandelbare im Dasein, das ist die Substanz, und blos an ihr kann die Folge und das Zugleichsein der Zeit nach bestimmt werden.“

Entweder ist das Merkmal der Beharrlichkeit wörtlich zu verstehen, dann liegt im Substanzbegriffe ein Zeitmerkmal, was dem Wesen der Kategorien durchaus widerspricht, oder in irgend einem nur uneigentlichen Sinne, dann ist es ganz vergeblich, durch die blosse Analogie die Subsumirbarkeit zu beweisen.

Offenbar gilt das Nämliche für alle Kategorien. Es ist also kein Weg und keine Möglichkeit, Kategorien in einleuchtender Weise auf Erscheinungen anzuwenden. Die Anwendung könnte nur auf willkürlicher Satzung oder auf einem unbegreiflichen psychologischen Zwang beruhen, und wir wären im Fahrwasser des vollen Skepticismus. Denn eine blinde Nötigung, Erscheinungen mit Begriffen zu verbinden, ohne irgend eine Verwandtschaft, einen directen oder indirecten sachlichen Zusammenhang, ohne den Schatten einer Einsicht in das Warum, würde immer wieder die Frage nach der Berechtigung, des Verfahrens erwecken. Wenn wirklich die Erkenntniskritik auf blosse Constatierung einer solchen psychologischen Maschinerie hinausliefe, so würde sie damit ja gerade selbst in einen Psychologismus der schlimmsten Art übergehen. Gegen den blossen Zwang einer geistigen Organisation, worin allerdings Manche (wie Albert Lange) das Wesentliche der Kant'schen Lehre erblicken, gegen ein solches „Präformationssystem der reinen Vernunft" hat sich Kant energisch genug ausgesprochen. „Ich würde nicht sagen können: die Wirkung ist mit der Ursache im Objecte (d. i. notwendig) verbunden, sondern ich bin nur so eingerichtet, dass ich diese Vorstellung nicht anders als so verknüpft denken kann; welches gerade das ist, was der Skeptiker am meisten wünscht; denn alsdann ist alle unsere Einsicht ... nichts als lauter Schein, und es würde an Leuten nicht fehlen, die diese subjective Notwendigkeit (die gefühlt werden muss) von sich nicht gestehen würden; zum wenigsten könnte man mit Niemanden über dasjenige hadern, was blos auf der Art beruht, wie sein Subject organisiert ist." (Kehrbach's Ausg. S. 683.) Und doch wird man bei dem Mangel einleuchtender Beweisführungen unweigerlich zu einem solchen Präformationssystem und damit zum Skepticismus hingedrängt. Blos zu sagen: „die Anwendung der Kategorien in der beschriebenen Weise ist Bedingung der Erfahrung; ohne sie müssten wir auf alle wissenschaftliche Erfahrung verzichten" — dies wird keinen Skeptiker überzeugen. Er wird eben den Schluss ziehen: „Also müssen wir verzichten." Beruft sich der Kriticist darauf, dass es doch thatsächlich Erfahrungswissenschaft gibt, so braucht der Skeptiker nur sich selbst zum Belege hinzustellen, dass an der Erfahrung im Sinne der Annahme unbedingt gültiger Naturgesetze immerhin gezweifelt werden kann. Und sicherlich wird sich ein solcher

Zweifel nicht durch die noch so umständliche Aufzeigung eines gewissen ineinandergreifenden Räderwerkes von Formen und Schemen, sondern nur durch Aufsuchung der logischen Mittelglieder, die von den unmittelbaren Einsichten zu jenen hinführen, als ein unvernünftiger darthun lassen. Nicht sog. „Nachweise“ im Sinne der Kriticisten, sondern allein Beweise im gewöhnlichen Sinne der Logik können hier helfen.

Hiemit stehen wir schon in dem Problem, welches Kant durch die „transscendentale Deduction“ lösen wollte. Sie soll nicht die Handhaben für die Anwendung der Kategorien im Einzelnen, sondern das Recht dazu überhaupt aufzeigen. Obgleich dies von vornherein vergeblich erscheint, wenn die Berechtigung für die Anwendung im Einzelnen nicht erweisbar ist, und unnötig, wenn sie es ist, so möchte ich doch nicht unterlassen, auch hier den Punct zu bezeichnen, der den „kritischen“ Wendepunct im doppelten Sinn des Wortes bilden dürfte.

2. (Zur transscendentalen Deduction.) Alle jene Thätigkeiten, welche Kant unter dem Namen der Synthesis der Apprehension in der Anschauung, der Reproduction in der Einbildung, der Recognition im Begriff oder der transscendentalen Apperception aufzählt (die wir hier einmal als Ergebnisse der kritischen Methode hinnehmen wollen, ohne die psychologische Natur dieser Aufstellungen und die Notwendigkeit ihrer psychologischen Prüfung zu urgieren) — sie führen anerkanntermassen insgesamt im besten Falle nur zu der Einsicht, dass es in der Natur und Tendenz unseres Erkennens liegt, Zusammenhang in die Erscheinungswelt zu bringen, aber nicht zu der Einsicht, dass die Erscheinungswelt sich dem fügen muss.

Fragen wir den Physiker der Gegenwart, warum er Licht und Elektricität identificiert, so beruft er sich auf bestimmte Eigentümlichkeiten der Erscheinungen. Zunächst glaubt er sich berechtigt, die Licht- und Elektricitätserscheinungen, wie die Sinne sie uns darbieten, mit Rücksicht auf die Interferenz u. A. auf objective Wellenbewegungen zu beziehen, weiterhin, diese Bewegungen identisch zu setzen. Der Philosoph mag noch so viele Vorbehalte bezüglich des Begriffes einer Aussenwelt überhaupt daran knüpfen, in keinem Fall darf er übersehen, dass bestimmte Synthesen nur durch Erwägung der besonderen Beschaffenheit der Erscheinungen und ihrer manichfachen räumlichzeitlichen Combinationen

gewonnen werden. Wenn aber in allen einzelnen Fällen bestimmte Synthesen durch bestimmte den Erscheinungen selbst entnommene Gründe gerechtfertigt werden müssen, so bedürfen wir keiner Rechtfertigung a priori und im Allgemeinen und ist auch keine möglich. Man sage nicht: der Begriff des Naturgesetzes oder die Möglichkeit eines solchen im Allgemeinen gründet ausschliesslich im Verstand, die besonderen wirklichen Naturgesetze aber in der Anwendung des Verstandes auf die Erscheinungen. Worin alle besonderen Naturgesetze gründen, darin gründet auch der Begriff des Naturgesetzes überhaupt, der nur eine Abstraction von den besonderen Naturgesetzen ist.

In dem uns gegebenen Erscheinungsstoff also müssen die ausschlaggebenden, logisch einleuchtenden Gründe aller Synthesen gesucht werden. Die Begriffe des Gegenstandes, der Natur, der Naturgesetze sind, wenn wir eine bei Gelegenheit des Universalienstreites vielfach gebrauchte scholastische Formel hieher übertragen wollen, entia rationis cum fundamento in re; — unter res zunächst die Erscheinungen verstanden, weiterhin allerdings die objectiven Dinge, ohne welche wieder die Erscheinungen nicht verstanden werden.

In der „transscendentalen Deduction“ ist unter den vielen technischen Ausdrücken und Begriffen keiner merkwürdiger als der der „Affinität“ oder „Associabilität“ der Erscheinungen (1. Auflage der Kritik d. r. V.), wodurch die blos zufällige Verbindung von Vorstellungen sich unterscheide von derjenigen, die wir als ein Naturgesetz aussprechen. Die Erscheinungen, sagt Kant ausdrücklich, müssen „an sich associabel“ sein. Freilich — ich möchte sagen: leider — fügt er sofort hinzu: „Diesen objectiven Grund aller Association der Erscheinungen können wir nirgends anders als in dem Grundsatz von der Einheit der Apperception, in Ansehung aller Erkenntnisse, die mir angehören sollen, antreffen.“ Er sträubt sich durchaus, das was uns sinnlich gegeben ist, irgendwie massgebend werden zu lassen. Gerade in diesem vergeblichen Bemühen liegt, wie mir scheint, der letzte Grund all der Dunkelheit, welche man von jeher besonders in diesem Abschnitt des berühmten Werkes gefunden hat.

Eine genau analoge Wendung, nur mit dem Unterschied, dass statt der Erscheinungen der jenseitige Gegenstand als das Bestimmende und

Einheitgebende anerkannt wird, enthält der Abschnitt über die Synthesis der Recognition, wo Kant den Gegenstand des Erkennens als dasjenige bezeichnet „was dawider ist, dass unsere Erkenntnisse nicht aufs Gerathewohl oder beliebig, sondern [dafür ist, dass sie[1])] a priori auf gewisse Weise bestimmt seien;“ sofort aber hinzufügt, dass es sich mit der durch dieses X bedingten Einheit doch nur um die formale Einheit des Bewusstseins in der Synthesis handeln könne.

In solchen nahezu tautologischen Wendungen folgen die modernen Kriticisten Kant nach. Einer drückt sich, von der „Einheit der Apperception“ sprechend, also aus: „Wir können a priori nur das von den Dingen erkennen, was wir selbst in sie legen. Woher nehmen wir selbst dasjenige, was wir in die Dinge legen müssen, um etwas a priori an ihnen zu erkennen? Wenn jetzt die Antwort lautet: aus dem Bewusstsein, so denken wir das Bewusstsein als den Inbegriff der Mittel und Methoden, die jenes Hineinlegen ausmachen.“[2]) Werden wir hier nicht einfach im Kreise herumgeführt? Wir nehmen dasjenige, was wir in die Dinge legen müssen, aus dem Inbegriffe der Methoden, die — das Hineinlegen ausmachen.

Dagegen glaube ich die entscheidende Einsicht bei einem anderen sonst sehr überzeugten Anhänger des Kriticismus zu finden. Er unterscheidet im Bewusstsein die „Bewusstheit“ und den Inhalt. „In der Bewusstheit als solcher ist keine solche Einheit, die etwa die Einheit des Gesetzes und damit die des Gegenstandes begründen könnte. . . Die Bewusstheit wird nur gewissermassen bestimmt durch die Bestimmtheit des Inhalts. Somit ist es der Inhalt allein, und zwar rücksichtlich seiner Verbindung im jedesmaligen Bewusstsein, der der psychischen oder Bewusstseinsthatsache ihren eigentlich positiven Sinn giebt . . . Daher sind das fundamental Bestimmende eben die objectiven (inhaltlichen) Einheiten.“[3])

---

1) So ergänzt Volkelt mit Recht den sprachwidrig zusammengezogenen Satz (Kant's Erkenntnistheorie nach ihren Grundprincipien analysiert S. 114—5). Auch darin hat Volkelt unzweifelhaft Recht, dass unter dem Gegenstand X hier nicht mit Cohen die Kategorie Substanz, sondern das Ding an sich zu verstehen ist.

2) Cohen, Kant's Theorie der Erfahrung 2. Aufl. S. 142.

3) Natorp, Einleitung in die Psychologie nach kritischer Methode (1888) S. 112 f.

Es ist in der That nur die Hälfte oder nicht einmal die Hälfte der Wahrheit, was der Kriticismus uns unermüdlich wiederholt, dass wir die Ordnung und Gesetzlichkeit in die Erscheinungen hineinbringen, dass der Verstand die Quelle der Natur und ihrer Gesetze sei. Wir können diese Behauptung, auf Grund deren dann die Beteiligung der Psychologie an der Arbeit der Erkenntnistheorie abgelehnt wird, in ihrer Einseitigkeit nicht zugeben. Ob, wenn sie zutreffend wäre, eine solche Folgerung mit Recht daraus gezogen würde (denn Mancher möchte vielleicht umgekehrt schliessen[1]) — dies mag nun auf sich beruhen.

Wol aber soll nunmehr an den Grundlagen des Kriticismus direct gezeigt werden, wie gerade die Vernachlässigung psychologischer Untersuchungen zu den Aufstellungen hingedrängt hat, die wir soeben vom erkenntnistheoretischen Standpunct selbst als einseitig und in ihrer Einseitigkeit undurchführbar erkannten. Es handelt sich vor allem um die durchgehende Unterscheidung von Materie und Form in unseren Vorstellungen.

III. Materie und Form.

Diese Unterscheidung glaubt Kant nicht blos durch Gegenüberstellung der Kategorien und Erscheinungen, sondern auch schon innerhalb der sinnlichen Wahrnehmung vollziehen zu müssen, indem er hier Raum und Zeit gegenüber den sinnlichen Qualitäten (Farben, Tönen etc.) als blosse Formen der Anschauung bezeichnet.

Mag man nun noch so sehr darauf bestehen, dass die Unterscheidung von Kant nicht durch psychologische Erwägungen gefunden und begründet wurde, dass er seine Ausführungen über Raum und Zeit als „metaphysische Erörterungen“ bezeichnet, dass das entscheidende Motiv für dieselben in der Möglichkeit der synthetischen Urteile a priori und besonders der mathematischen Erkenntnisse liege — gleichviel: das so Ge-

1) So Windelband (Viertelj. Schr. f. wiss. Phil. I 247: „Die Kategorien gelten a priori für alle Erfahrung, weil sie dieselbe machen. Wenn dies . . . Argument das entscheidende ist, so hängt auch hier die Kantische Lehre in den Angeln einer psychologischen Einsicht: denn dass die Erfahrung durch die Kategorien zu Stande kommt, kann eben nur durch psychologische Analyse erkannt werden. In der That ist denn auch der psychologische Charakter dieser Deduction unverkennbar u. s. w.“.

wonnene muss doch die Probe der Psychologie bestehen. Es kann nicht etwas erkenntnistheoretisch wahr und psychologisch falsch sein.

Meiner Ueberzeugung nach ist die Probe bereits gemacht. Die Unterscheidung ist eine psychologisch vollkommen unhaltbare; ja sie ist dem Fortschritt der Untersuchungen in hohem Masse schädlich gewesen, und dies auch in allen anderen Gebieten, auf welche sie übertragen wurde: denn die sog. formale Logik, Ethik, Aesthetik hängen in ihrer unfruchtbaren Einseitigkeit alle mit dieser erkenntnistheoretischen Unterscheidung zusammen.

Da Alles, was wir überhaupt denken und wovon wir sprechen, während wir daran denken und davon sprechen, eo ipso Inhalt unseres Bewusstseins ist, und da der Kriticismus nicht eine Lehre vom Unbewussten geben will, da auch die Geometrie, deren Möglichkeit erklärt werden soll, sich mit dem Raum als einer bewussten Vorstellung beschäftigt, so müssen zweifellos Raum, Zeit, Causalität u. s. f. in diesem weitesten Wortsinne als Inhalte des Bewusstseins gelten.[1]) Werden sie gleichwol von der Materie des Vorstellens als Formen unterschieden, so muss hierunter ein Unterschied innerhalb der Bewusstseinsinhalte verstanden werden.

Nun sind von Alters her absolute und relative Inhalte (Verhältnisvorstellungen) unterschieden worden, und noch Tetens hat hierüber ausführlich verhandelt. Aber dieser Unterschied trifft nicht ganz mit dem Kant'schen zusammen. Vielmehr nennt Kant „Materie“ die Empfindungsqualitäten, z. B. Härte, Farbe, „Form“ dagegen „das, welches macht, dass

1) Kant drückt sich hierüber nicht immer gleichmässig aus. Vielfach spricht er von den Formen als blossen Bedingungen der Anschauung oder als Möglichkeiten, die als solche in sich selbst durchaus nicht vorgestellt werden können. (Vgl. Cohen a. a. O. 152: „Diese Möglichkeit in der Erscheinung . . . dieses potentielle Verhältnis wird Form genannt“.) Nun aber können, meint Kant, diese Möglichkeiten zu Bewusstseinsinhalten erhoben und angeschaut werden. Dann sind sie eben nicht mehr Formen im vorherigen Sinne des Wortes. Dennoch werden sie auch so nicht blos als Anschauungen, sondern auch als Formen der Anschauung bezeichnet; ja die Erörterungen, durch welche Kant Raum und Zeit als solche Formen darthun will, beziehen sich offenbar auf Raum und Zeit als Bewusstseinsinhalte. Man könnte fragen, was überhaupt jenes gänzlich dem Bewusstsein Entzogene mit dem, was wir als Raum und Zeit kennen, gemein habe und wie es möglich sei, davon eine Beschreibung zu liefern. Jedenfalls redet Kant an den Stellen, die wir im Folgenden im Auge haben, vom Raum, Ausdehnung, Gestalt u. s. f. als vorgestellten Formen, behauptet er doch sogar, dass sie abgetrennt für sich vorgestellt werden können.

das Mannichfaltige der Erscheinung in gewisse Verhältnisse geordnet werden kann". So können mehrere Farben in verschiedener räumlicher und zeitlicher Ordnung erscheinen. Man sieht sogleich, wie dieser Begriff von der Form als dem Ordnungsprincip der Erscheinungen auch auf die Kategorien Anwendung finden kann. Er umfasst Verhältnisse, wie Causalität, er umfasst ebenso Raum und Zeit, die man nicht zu den blossen Verhältnissen rechnen kann.

„Das, was macht, dass die Empfindungen (das Manichfaltige der Erscheinung) in Verhältnisse geordnet werde, kann unmöglich selbst wieder Empfindung sein." Mit diesem Satze wird die Trennung und der Gegensatz von Materie und Form zuerst in der Kritik d. r. V. eingeführt. Daher, wird weiter geschlossen, ist uns zwar die Materie aller Erscheinungen nur a posteriori gegeben, die Form aber muss zu ihnen insgesamt im Gemüte a priori bereit liegen und daher abgesondert von aller Empfindung können betrachtet werden. Kant betont auch weiterhin, dass man von der Vorstellung eines Körpers alles, was zur Empfindung gehört, Härte, Farbe, hinwegdenken und gleichwol Ausdehnung und Gestalt übrig behalten könne. Er meint hiemit nicht etwa blos eine Unterscheidung in der Weise der Abstraction: denn eine solche findet auch Statt, wenn wir die Qualität von der Intensität unterscheiden, die doch beide zum Inhalt, zur Empfindung gehören.

Hier hat nun die Psychologie mehrfach Gelegenheit zum Mitreden und, sagen wir es sogleich, zur Einsprache. Nativisten und Empiristen der Gegenwart, so sehr sie in der Theorie der Raumvorstellung auseinandergehen, sind doch darüber vollkommen einig, dass es unmöglich ist, Raum, Ausdehnung, Gestalt ohne irgendwelche Sinnesqualität vorzustellen. Es ist mir überhaupt nur ein einziger Autor bekannt, der hierin noch offen Kants Partei vertritt und sich die Fähigkeit zuschreibt, ein Quadrat auf einem beliebigen Hintergrund vollkommen farblos (auch

---

1) O. Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit 2. Aufl. S. 234.

Cohen beschuldigt mich (a. a. O. 105) einer Verdrehung der Kant'schen Behauptung in meiner Schrift „Ueber den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung", wo ich obige Einwendung erhoben. Kant rede von „Gegenständen", die man aus dem Raum hinwegdenken könne, ich dagegen von Farben. Nun wol, an einer anderen Stelle redet Kant von Gegenständen, aber an der Stelle, gegen welche sich mein Einwand richtete, welche ich auch wörtlich citirte, welche Cohen allerdings in der Citirung meines Einwandes nur durch Puncte bezeichnet, redet Kant

nicht etwa schwarz, grau, weiss) vorzustellen.[1]) Wie dies geschehen kann, wenn die Umrisse sich nicht mindestens durch Helligkeitsunterschiede vom hellen oder dunklen Grunde abheben, ist schwer zu sagen. Und müsste man dann nicht auch eine Bewegung ohne Beteiligung irgendwelcher Empfindungsqualitäten vorstellen können? Diese setzt doch nach Kant selbst „etwas Empirisches", also Empfindungen voraus (Kehrbachs Ausg. S. 66). Bewegung ist Ortsveränderung, eine Figur ist ein Ganzes von Ortsunterschieden. So wie Ortsveränderungen im Gesichtsbild (auch in dem der Phantasie) nicht vorstellbar sind ausser an irgend einer Qualität, die ihren Ort verändert, ebenso auch Ortsunterschiede nicht anders als an Qualitäten, die die verschiedenen Orte einnehmen.

Nicht blos Berkeley und Hume[1]), sondern auch ein Zeitgenosse Kants, Platner, hat, so wenig er sich sonst an philosophischer Tiefe und Schärfe mit Kant vergleichen kann, in diesem Puncte richtiger gesehen. In dem wenige Jahre vor der Kritik d. r. V. erschienenen ersten Bande seiner „Philosophischen Aphorismen" lehrt er (S. 244), dass die Idee der Ausdehnung als Gesichtsvorstellung unzertrennlich sei von der Idee der Farbe.

Der Umstand, dass Farbenqualitäten sich im Raume ordnen, dass dieselben Qualitäten uns in verschiedener räumlicher Ordnung erscheinen können, begründet nicht die Trennung des Raumes vom gesamten Empfindungsinhalt. Die Qualitäten erscheinen uns auch in veränderlicher

---

von Farben: „Wenn ich von der Vorstellung eines Körpers das, was der Verstand davon denkt, als Substanz, Kraft, Teilbarkeit u. s. w., imgleichen, was davon zur Empfindung gehört, als Undurchdringlichkeit, Härte, Farbe u. s. w. absondere, so bleibt mir aus dieser empirischen Anschauung noch etwas übrig, nämlich Ausdehnung und Gestalt. Diese gehören zur reinen Anschauung, die a priori, auch ohne einen wirklichen Gegenstand der Sinne oder Empfindung, als eine blosse Form der Sinnlichkeit im Gemüte stattfindet." (Ausg. Kehrbach S. 49.) Deutlicher kann man nicht behaupten, dass wir Ausdehnung ohne Farbe vorzustellen im Stande seien.

Darüber liesse sich allenfalls streiten, ob ich die genannte Stelle mit Recht zur Erläuterung einer anderen Stelle herangezogen habe, wo Kant sagt: „Man kann sich niemals eine Vorstellung davon machen, dass kein Raum sei, ob man sich gleich ganz wol denken kann, dass keine Gegenstände darin angetroffen werden." Ich halte zwar auch dies, die Interpretation der letzteren Stelle durch die erstere, noch jetzt für richtig (ist ja auch in der ersten sogleich vom Gegenstand die Rede: „ohne einen wirklichen Gegenstand der Sinne oder Empfindung", und leuchtet es doch ohnedies ein, dass in der zweiten unter Gegenstand nur der empirische Gegenstand d. h. ein Complex von Empfindungen gemeint sein kann). Jedenfalls aber ist dies eine Frage für sich und ist die Meinung der von mir direct angegriffenen Behauptung Kants vollkommen klar, ebenso klar wie ihre sachliche Falschheit.

1) Vgl. die in meiner obenerwähnten Schrift S. 24 angeführten Stellen.

Intensität, es können mehrere Qualitäten zugleich in ungleicher Intensität, in einer variablen Intensitätsordnung erscheinen, und doch ist die Intensität in und mit den Qualitäten im gesamten Empfindungsinhalt als ein Moment des Inhalts ebenso wie die Qualität selbst gegeben. Ueberhaupt können Ordnungsprincipien der verschiedensten Art dem Inhalt der Empfindungen entnommen werden. Nicht nur Raum und Zeit, sondern auch das System der Ton- und Farbenqualitäten, das der Intensitäten, Helligkeiten, Sättigungsgrade und was man sonst an den Empfindungen unterscheidet, sie alle bilden, nach dem modernen Ausdruck, Manichfaltigkeiten von einer oder mehreren Dimensionen, welche sogar die Anwendung mathematischer Betrachtungsweisen bis zu einem gewissen Grade gestatten, ohne dass es sich dabei um eine blosse Uebertragung räumlicher Analogien handelte. Die Orte, deren System den Raum ausmacht, sind nur eine besondere Classe von Manichfaltigkeiten.

Es lässt sich ferner auch indirect zeigen, dass die Trennung undurchführbar ist. Wären Ort und Zeit, räumliche und zeitliche Ausdehnung, räumliche und zeitliche Ordnung nicht in dem Gesamtinhalt unserer sinnlichen Wahrnehmung in analoger Weise wie die Intensität gegeben und mit dem qualitativen Moment verknüpft, so würden wir nie und nimmer irgend einen Anhaltspunct haben, sie hineinzulegen.

Wir nehmen die verschiedenen Sinnesqualitäten nicht in einer unveränderlichen Ausdehnung und an unveränderlichen Orten wahr, sondern mit beständig wechselnden räumlichen Bestimmungen. Kant hatte, wie schon Herbart erinnerte, die Frage nach dem Grunde der bestimmten Localisationen unberührt gelassen. Diese Lücke suchte Lotze auszufüllen, indem er die Nötigung zu Raumanschauungen im Allgemeinen zwar mit Kant a priori „bereit liegen“, aber die bestimmten wechselnden Localisationen der an und für sich unräumlichen und ungeordneten Qualitäten durch die sog. Localzeichen bedingt sein liess. Darunter verstand er Empfindungsqualitäten einer anderen Gattung. So sollten die Muskelempfindungen des Auges uns zur Localisation der zunächst unräumlichen Farbenempfindungen verhelfen. Die Theorie hat sich aber schon darum als undurchführbar erwiesen, weil die Feinheit und Genauigkeit dieser Muskelempfindungen bei weitem nicht diejenige der optischen Localisationen erreicht, und gerade die Eindrücke, welche die schärfste räumliche

Unterscheidung gestatten, nämlich die der Netzhautgrube, ohne jede Bewegung gleichzeitig wahrgenommen und neben einander localisirt werden.[1]) Ja es leuchtet ein, dass Localzeichen in Lotze's Sinne überhaupt nichts helfen können, auch wenn man statt der Muskelempfindungen irgend eine andere Gattung von Qualitäten einsetzt (wie dies mehrfach versucht und wieder aufgegeben wurde) oder auch sich auf das blos abstracte Postulat solcher Hilfsempfindungen beschränkt. Wir haben eben in allen diesen Fällen gleichzeitig zwei Summen von Qualitäten in der Empfindung, die der Farben und die der Hilfsempfindungen, und es fehlt an Anhaltspuncten, wie die einen den anderen zuzuordnen sind, welche Glieder beider Mengen zu einander gehören. Man müsste wieder ein Zeichensystem dafür postuliren und so in's Unendliche.[2])

Einige verstehen unter Beibehaltung des Ausdruckes Localzeichen darunter inhaltliche, wenn auch unbewusste, Bestimmtheiten der bezüglichen

---

1) Vgl. meinen „Ursprung der Raumvorstellung" S. 97 f. und Th. Lipps: „Psychologische Studien" S. 19.

2) Wenn Lotze die Localzeichen mit Etiketten vergleicht, welche die Wiederaufstellung einer Bibliothek ermöglichen, so würde es vielmehr den Voraussetzungen der Theorie entsprechen, dass die Etiketten lose in den Bücherkästen umherlägen (denn welche Verbindung besteht zwischen heterogenen Empfindungsqualitäten?): und so dient das Gleichnis nur, um den schwachen Punct um so mehr in Licht zu setzen.

Ich hatte a. a. O. (S 91) nur bezüglich der Bewegungsempfindungen bemerkt, dass in dem Falle, wo wir mit ruhendem Auge eine farbenerfüllte Fläche wahrnehmen und wo nach Lotze die „von früher her haftende associirte" Bewegungsempfindung als Localzeichen eintreten sollte, das reproductive Moment fehle, welches die Association wirksam machen könne. In obiger Form ist der Einwand inzwischen von F. Brentano (in Vorlesungen) und von Reinhold Geyer (Geijer) in den Philosoph. Monatsheften XXI (1885) S. 543 f. erhoben worden. Der Letztere hält es aber nicht für unmöglich, durch Hilfsannahmen die Theorie zu rehabilitiren. Die Apperception einer Farbe könne central mit einer Verstärkung der optischen Erregung verbunden sein und dadurch weiterhin auch ein schon vorhandener Bewegungstrieb ein wenig verstärkt werden. Allein was würden uns diese physiologischen Mechanismen helfen? Wir hätten nun eben eine Summe stärkerer Farben- und eine Summe stärkerer (hypothetischer) Bewegungsempfindungen, und es wäre psychologisch ebenso unerklärt, wie diese stärkeren, als wie vorher die schwächeren zu einander gehören. Höffding hat später (daselbst XXIV S. 426) behufs Lösung der Schwierigkeit die Möglichkeit einer Localisirung gleichzeitiger Eindrücke einfach geleugnet und die scheinbar gleichzeitige auf eine durch Uebung sehr rasch erfolgende successive Anordnung zurückgeführt. Aber abgesehen davon, dass die zeitliche Zusammengehörigkeit auf Kant'scher Grundlage auch schon Schwierigkeiten machen würde, ist es doch eine unwidersprechliche experimentelle Thatsache, dass wir auch bei Ausschluss aller Bewegungen, wie bei der momentanen Beleuchtung durch den elektrischen Funken, eine räumliche Verteilung von Gesichtseindrücken wahrnehmen. Es scheint daher, als habe Höffding den Kern der obigen Schwierigkeit überhaupt nicht erfasst. In seiner Psychologie (deutsch 1887 S. 252—3) geht er ganz darüber hinweg.

Empfindung selbst (der Gesichts- oder Tastempfindung), gründend in specifischen Energien der (Gesichts- oder Tast-) Nervenfaser.[1]) Damit ist aber der ursprüngliche Begriff völlig aufgegeben und die Kant'sche Grundlage, Trennung von Materie und Form der Empfindung, verlassen.

Analoge Betrachtungen würde man über die Zeit anstellen müssen. Temporalzeichen wären erforderlich, uns zu belehren, welcher Sinnesinhalt früher, welcher später zu setzen ist u. s. f. Man kann natürlich nicht einfach erwiedern, jeder qualitative Eindruck werde eben dem Zeitpunct zugeordnet, in dem er wahrgenommen wird. Denn an sich sollen ja die Qualitäten durchaus unzeitlich sein und nur durch die Zu- und Einordnung zeitlich werden.

Allerdings gibt es Fälle, wo wir die räumliche Grösse oder Lage, ebenso die zeitliche Dauer oder Lage nicht in den Sinnesinhalten, denen wir diese Bestimmungen zuschreiben, wahrnehmen, sondern nur nach gewissen Anhaltspuncten annehmen; wie wenn wir nach der bläulichen Färbung der Berge ihre Entfernung, oder nach der starken Convergenz der Augen beim Fixiren die Nähe des Gegenstandes oder nach der Undeutlichkeit einer Gedächtnisvorstellung das Längervergangensein des bezüglichen Ereignisses statuiren. Diese Anhaltspuncte würden dann im eigentlichsten, wenn auch keineswegs im ursprünglichen, Sinne Local- (Temporal-)zeichen heissen können. Aber es ist klar, dass ihre Anwendung ursprüngliche Raum- und Zeitwahrnehmungen schon voraussetzt. Unmöglich kann aus solchen Kriterien die Raumvorstellung und die räumliche Anordnung oder die zeitliche Folge der Gesichtseindrücke sich bilden.

Selbst für die Abstufung und Anordnung der Intensitäten, wonach die Empfindungen eines Sinnes von schwächsten bis zu stärksten wechseln und eine bestimmte Empfindung jedesmal einen bestimmten Platz in dieser Intensitätsreihe einnimmt, auch mehrere Empfindungen von ungleicher Stärke demselben Sinne gleichzeitig gegeben sein können, selbst dafür hat man Analoga der Localzeichen verlangt. Und gewiss ist dies folgerichtig, wenn auch die Urheber solcher Hypothesen sich des Ursprungs aus der Kant'schen Formlehre nicht bewusst sein mögen. Aber das Problem, das man lösen will, kehrt sofort wieder: die Zeichen müssen,

1) So Auerbach und v. Kries in Dubois-Reymond's Archiv f. Physiol. 1877 S. 342, 349.

um Grundlage für die Reihenbildung und Anordnung zu sein, immer selbst schon eine Reihe bilden, und die Stellung eines jeden in der Reihe muss dem Bewusstsein erkennbar sein. Liegt also in jeder Reihenbildung und Anordnung von Empfindungen ein Problem, das nur durch Annahme eines Zeichensystems zu lösen ist, so geht es in's Unendliche. Irgendwo muss also doch in Empfindungen unmittelbar auch ihre Ordnung als immanente Eigentümlichkeit mitgegeben sein.

Endlich gilt Analoges auch von den „Denkformen", die Kant der Materie der Empfindungen gegenüberstellt, den Verhältnisbegriffen. Raum und Zeit sind nicht selbst blosse Verhältnisse, sondern nur die Grundlage gewisser Verhältnisse, eben der räumlichen und zeitlichen; wie die Intensität, die Qualität Grundlagen der Intensitäts- und Qualitätsverhältnisse. Aber auch bei den sog. reinen Verhältnisbegriffen, wie Einheit und Mehrheit, gilt, dass die Mehrheit nicht etwas zu den empfundenen Tönen oder Farben Hinzukommendes, sondern irgendwie schon in ihnen selbst Gegebenes sein muss. Freilich kann man auch hier gelegentlich aus Zeichen auf eine in der Empfindung vorhandene, doch nicht sofort direct erkannte, Mehrheit schliessen; aber durch solche Pluralzeichen wird die Mehrheit auch nicht geschaffen, und irgendwo muss sie direct erkennbar sein.[1])

Ebenso die Aehnlichkeit, die Gleichheit, welche Kant nicht in seine Kategorientafel aufgenommen hat (wir wollen dahinstellen, ob sie sich etwa unter der Kategorie Einheit unterbringen lassen). Dass ein mittlerer Ton einem tiefen ähnlicher ist als ein hoher, muss in ihrer eigenen Natur liegen, das Ordnungsprincip muss ihnen immanent sein. Auch hier sind ähnliche Versuche wie beim Raum gemacht worden: man hat Muskelempfindungen herangezogen, um die Ordnung der Töne daraus herzuleiten. Und wiederum ist zuzugeben, dass in zahlreichen Fällen solche

---

1) Wenn ich sage, Vielheit sei in dem Sinneseindruck selbst gegeben, so lässt sich dies allerdings nicht ganz in dem gleichen Sinne behaupten, wie bei anderen Verhältnissen, etwa dem der Aehnlichkeit. Wir können die Vielheit als solche nicht ohne Reflexion auf den zusammenfassenden Act erfassen, während die Aehnlichkeit, um wahrgenommen zu werden, eine analoge Reflexion nicht voraussetzt. Hierüber vgl. Husserl's Philosophie der Arithmetik 1891, bes. S. 70 f. Doch darf von diesem Unterschied hier abgesehen werden. Wir müssen es eben doch dem gegebenen absoluten Inhalt selbst anmerken, ob er eine Mehrheit einschliesst, und keine „Zeichen" können diese unmittelbare Wahrnehmung ersetzen.

Mitempfindungen als Hilfskriterien dienen. Aber die Ordnung ist auch direct erkennbar, und wäre sie es nicht, so wäre auch jede indirecte Erkenntnis unmöglich.[1])

Nicht anders steht es mit der Causalität und anderen Kategorien. Was Kant das Schema nennt, ist in der That nichts anderes als ein solches Zeichensystem, es sind Causalzeichen, Substanzzeichen; wie denn auch ein jüngerer Darsteller geradezu diesen Ausdruck dafür gebraucht.[2]) Lotze dachte wol kaum daran, dass er mit seiner Theorie der Localzeichen das Problem des Schematismus der reinen Verstandesbegriffe auf die reinen Anschauungen übertrug. In Wahrheit ist ein Schematismus hier eine genau eben so zwingende Forderung der Formenlehre, wie dort.

Auch bei der Causalität ist zuzugeben, dass wir gewiss nicht überall, wo wir sie annehmen, sie auch in den Erscheinungen wahrnehmen. In solchen Fällen müssen wieder secundäre Kriterien vermitteln, deren Aufsuchung und genaue Formulirung eine der Hauptaufgaben der Erkenntnistheorie bildet. Aber irgendwo muss auch hier unmittelbare Wahrnehmung stattfinden, da uns sonst das Prototyp für die Uebertragung fehlen würde; und nirgends anders kann ein Verhältnis wahrgenommen werden als in und mit Inhalten, die in dem Verhältnis stehen. Ist der Causalbegriff uns angeboren (in welchem Sinne auch immer), so müssen mit ihm auch Inhalte angeboren sein, als deren Verhältnis wir ihn erfassen und denken. Ist er erworben (in welchem Sinne auch immer), so müssen wiederum in gleicher Weise, in gleichem Sinne auch die betreffenden absoluten Inhalte erworben sein. In beiden Fällen ist das Erfassen der Relation eine Art von Wahrnehmung, oder, wenn man von „Wahrnehmen“ nur eben bei absoluten Inhalten sprechen will, eine Art von „Bemerken“, welches dem Wahrnehmen analog ist.

Blicken wir zurück. Die Trennung der Form von der Materie im Kant'schen Sinne beraubt uns aller Möglichkeit, sie von dieser zu praediciren, bestimmte Eindrücke im einzelnen Fall als hier oder dort befindlich, als eine Mehrheit, als Wirkungen u. s. f. zu bezeichnen. Die Trennung ist ganz ebenso undurchführbar wie die gleichnamige ontolo-

1) Vgl. hierüber, wie über Intensitäts- und Pluralzeichen, die in m. „Tonpsychologie“ unter „Zeichen“ u. s. w. im Register des II. Bds. citirten Betrachtungen.

2) R. Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie S. 277.

gische des Aristoteles und der Scholastiker, mit welcher sie auch historisch nicht ganz ohne Verbindung ist (s. Anhang 1). Sie hat ebenso wie diese Schaden gestiftet durch zahlreiche vergebliche Theorien, die sich auf dem dadurch entstehenden Scheinproblem aufbauten.[1])

Ist nun die Psychologie, wie ich hier durch Hinweis auf das Wesentlichste anderwärts geführter fremder und eigener Untersuchungen zu erhärten suchte, in der Lage, diese Zeichentheorien und damit die Trennung von Form und Materie in unseren Vorstellungen, ein durch die „kritische Methode“ angeblich festgestelltes Ergebnis, als unhaltbar zu erweisen, so bedarf es keiner Worte darüber, dass psychologische Untersuchungen für den Erkenntnistheoretiker unentbehrlich sind.

Als eine positive Aufgabe im Dienste der Erkenntnistheorie fällt der Psychologie nach wie vor die zu, den Ursprung der Raum- und Zeitvorstellungen, ganz besonders aber der Verhältnisvorstellungen immer genauer klarzulegen. Bezüglich der letzteren handelt es sich darum, diejenigen Inhalte der Wahrnehmung, sei es der sogen. äusseren oder

---

1) Ich will natürlich nicht sagen, dass es unmöglich wäre, den Ausdrücken Materie und Form, wenn denn durchaus die Worte beibehalten werden sollen, irgend eine mit der Psychologie verträgliche und mit dem Sprachgebrauch nicht ganz unverträgliche Bedeutung zu geben, ebensowenig, dass zwischen Raum und Zeit einerseits und den sinnlichen Qualitäten andrerseits gar kein Unterschied bestände. Aber die Versuche, welche gemacht worden sind, diese doppelte Gegenüberstellung in einem der Kant'schen Lehre einigermassen nahestehendem Sinne festzuhalten, scheinen mir nicht gelungen.

So kann ich mich dem Helmholtz'schen Rettungsversuch bezüglich des Raumes (Die Thatsachen in der Wahrnehmung S. 14 f.) schon darum nicht anschliessen, weil mir die Voraussetzung von Innervationsempfindungen, von einer Wahrnehmung der Bewegungsimpulse in Gestalt central erregter Empfindungen, worauf sich seine Umdeutung der Kant'schen Lehre stützt, durch die zahlreichen neueren Untersuchungen definitiv als eine unbegründete erwiesen scheint.

Wundt macht in seinem „System der Philosophie“ S. 109 f. einen verwandten Versuch, darauf hinweisend, dass räumliche und zeitliche Eigenschaften in unsrer Vorstellung sich nicht verändern können ohne Veränderung von Qualitäten, wol aber umgekehrt, und dass bei constanter Raum- und Zeitform die Qualitäten beliebig variiren können, nicht aber umgekehrt. (Ebenso in dem — nach dem Vortrag der vorliegenden Abhandlung in der Akademie erschienenen — Artikel: „Was uns Kant nicht sein kann“ Philos. Studien VII, 1). Aber factisch ist das locale und temporale Moment ebenso unabhängig veränderlich wie das qualitative (die gegenteilige Ansicht beruht eben auch nur auf den rein hypothetischen Innervationsempfindungen oder sonstigen „Localzeichen“), und factisch lässt sich die räumliche und zeitliche Anordnung bei constanter Qualität der Eindrücke ebenso beliebig variiren, wie umgekehrt; wir können dieselben sechs Farben in den verschiedensten räumlichen, dieselben sechs Töne in den verschiedensten zeitlichen Verhältnissen (einschliesslich der partialen oder totalen Gleichzeitigkeit) vorstellen.

der inneren, aufsuchen, in denen ein solches Verhältnis erfasst werden kann, und durch die feinste Zergliederung des Gegebenen die Abstraction des Verhältnisses von dem übrigen Wahrnehmungsinhalt zu ermöglichen; wobei es nicht ausgeschlossen ist, dass ein solcher Verhältnisbegriff wie Causalität sich aus mehreren Teilbegriffen gesonderten Ursprunges zusammensetzt. Dadurch allein, durch Zergliederung der „Impressions", kommen wir auf die letzten Elemente der Begriffe, mit denen wir im gewöhnlichen Denkgebrauche haushalten, Elemente, die dann im wissenschaftlichen Denken je nach Bedarf in verschiedener Weise combinirt werden. So können ganze Wissenschaften durch Zerlegung eines bis dahin für unzertrennlich gehaltenen Complexes neu entstehen, wofür namentlich die Geschichte der Mathematik Beispiele liefert. Das letzte Ziel dieser psychologischen (wenn auch nicht immer blos durch Psychologen verrichteten) Arbeit würde eine genetische Classification der einfachsten Verhältnisbegriffe sein. Sie wird von der auf „kritischem" Wege gewonnenen Kategorientafel erheblich abweichen. Insbesondere wären die vielen Verhältnisse zu berücksichtigen, die zwischen den Teilen eines Ganzen stattfinden, da wir von Teilen in sehr verschiedenem Sinne reden. Aber wir sind von diesem Ziele noch weit entfernt.

Tetens hatte gerade diese Aufgabe energischer verfolgt als irgend ein anderer Psychologe des vorigen Jahrhunderts, ja auch als die meisten früheren und späteren. Wir wollen, da die historische Würdigung dieses Forschers mit unserem Thema eng zusammenhängt (s. die Einleitung), andrerseits aber der Gang der Betrachtungen nicht durch blos historische Abschweifungen unterbrochen werden darf, das Wesentliche seiner hierauf bezüglichen Lehren im Anhang (2 a) zusammenstellen.

Die Kriticisten nun, bestrebt, den Aufstellungen Kant's eine von aller Psychologie unabhängige Bedeutung zu wahren, pflegen darauf Gewicht zu legen, dass damit über den Ursprung der Raum-, Zeit-, Causalvorstellung u. s. w. schlechterdings nichts behauptet werden sollte. Kant's a priori habe keinen Bezug auf diese Frage. Kant sei so wenig ein Anhänger der angeborenen oder sonstwie ursprünglichen Natur des Raumes, dass vielmehr die allmälige Erwerbung dieser Vorstellung nach den Principien der heutigen Empiristen ganz mit seinen Voraussetzungen übereinstimme. Man beruft sich auf die berühmte Stelle der Erwiederung

Kant's an Eberhard: „Die Kritik erlaubt schlechterdings keine anerschaffenen oder angeborenen Vorstellungen; alle insgesamt, sie mögen zur Anschauung oder zu den Verstandesbegriffen gehören, nimmt sie als erworben an". Das a priori habe nur eine erkenntnistheoretische (transscendentale) Bedeutung, es solle die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Geometrie, überhaupt einer objectiv d. h. allgemein und notwendig gültigen Vorstellungsverknüpfung (Wissenschaft) begreiflich machen. Nicht darauf komme es Kant an, wie Raum, Zeit, Causalität in uns entstehen, sondern was sie für den wissenschaftlichen Gebrauch leisten oder bedeuten. Nur dieses a priori errege das Interesse des Kriticisten. Daher kümmere es ihn gar nicht, ob sie angeboren sind oder nicht.[1])

Ich muss hier zunächst wiederholen, dass, wenn die Aufstellung für den Urheber noch so wenig psychologisches Interesse haben mag, sie sich gleichwol der psychologischen Prüfung nicht entziehen kann. Man wird doch immer fragen müssen, wie sich die Auffassung der Raumvorstellung, die dem Kriticismus allein als zweckdienlich erscheint, mit der psychologischen Forschung verträgt.

Nun dürfen wir gewiss Kant nicht zuschreiben, dass er den Raum vor den Wahrnehmungen der Sinne im Bewusstsein gegenwärtig sein lasse, obschon dies nach dem, was wir über die Trennbarkeit der Qualitäten von der Ausdehnung von ihm gehört haben, an und für sich möglich sein müsste. Aber er sagt ausdrücklich, dass alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung (hier soviel als Wahrnehmung) anhebt.

Andrerseits scheint es mir seiner Meinung auch nicht zu entsprechen, wenn man ihn zu den Empiristen im heutigen Sinne rechnet oder auch nur seine Ansicht mit der empiristischen verträglich glaubt.[2]) Die Erwerbung aller Vorstellungen, von welcher er an der angezogenen Stelle spricht, ist, wie sich aus dem Zusammenhang ergibt, nicht eine Erwerbung, wie sie der Empirist bei der Raumvorstellung annimmt, sondern eine „ursprüngliche Erwerbung": die Formen, zu denen vorher nur die Möglichkeit gegeben (angeboren) war, werden aus Anlass der Sinneseindrücke im Bewusstsein wirklich. Aber dass der Raum sich allmählig im Bewusst-

1) Vgl. Cohen a. a. O. S. 255 u. ö.
2) Cohen S. 203. Riehl, Kriticismus S. 7, 373 (Anm.).

sein aus verschiedenen Sinneseindrücken zusammensetze oder erzeuge, dass ursprünglich nur Qualitäten ohne jede räumliche Ausbreitung und Anordnung dem Bewusstsein gegeben seien, widerspricht direct den Kant'schen Voraussetzungen, wonach Raum und Zeit die Formen aller sinnlichen Erscheinung schlechtweg sind.

Ausdrücklich erklärt Kant den Versuch einer „empirischen Deduction, welche die Art anzeigt, wie ein Begriff durch Erfahrung und Reflexion über dieselbe erworben worden", bei Raum und Zeit ebenso wie bei den Kategorien als eine ganz vergebliche Arbeit (Kehrb. S. 104). Nur die Gelegenheitsursachen ihrer Erzeugung könne man aufsuchen, „wo alsdann die Eindrücke der Sinne den ersten Anlass geben, die ganze Erkenntniskraft in Ansehung ihrer zu eröffnen". Die gegenwärtige empiristisch-psychologische Raumlehre will aber nicht die Gelegenheitsursachen, sondern die Elemente der Raumvorstellung in den Eindrücken der Sinne aufsuchen.

Irgend eine Behauptung über den psychologischen Ursprung der Anschauungs- und Denkformen hat Kant sicherlich mit dem „a priori" ausgesprochen und auch aussprechen wollen; nicht blos eine Behauptung über ihre Bedeutung für die Erkenntnis. Er will sagen und sagt es oft genug, dass sie als apriorische Begriffe nicht analysirbar und nicht durch die Sinne als Empfindungsinhalte gegeben seien.[1]) Auch diese Negation der Analysirbarkeit ist eine psychologische Behauptung; und sie ist so wenig selbstverständlich, dass sie von den meisten Vertretern der Psychologie und Physiologie in Hinsicht des Raumes für irrig gehalten wird, während die Uebrigen (Nativisten) den anderen Teil der Lehre für irrig halten, dass die Raumvorstellung nicht durch die Sinne gegeben sei. In allen Fällen haben wir hier einen neuen Beleg, wie notwendig genauere psychologische Feststellungen für die Erkenntnistheorie sind. Es ist nun einmal nicht möglich, den Boden der Psychologie zu vermeiden, mag auch das Interesse noch so ausschliesslich auf die Höhen der Erkenntniskritik gerichtet sein. Die Vernachlässigung der Psychologie ist nicht, wie man sie vielfach hinstellt, eine nebenhergehende und irrelevante Eigenheit, sondern sie ist ein Grundschaden des Kant'schen Philosophirens.

1) Auch Cohen spricht in seinem Sinne ausdrücklich von „der psychologischen Analyse unzugänglichen, das will sagen als a priori anzuerkennenden Elementen des Bewusstseins" (74).

IV. Begriff der Naturnotwendigkeit.

Noch ein Schritt weiter zurück in der Zergliederung der Grundlagen des Kriticismus führt auf die eigentliche letzte Wurzel desselben, den Begriff und die Forderung einer strengen und sachlichen (objectiven) Notwendigkeit gegenüber dem Princip der Gewohnheit, welchem Hume alle unsre Erfahrung, auch die wissenschaftliche, unterstellt hatte. Vorstellungs- und Denkgewohnheiten, lehrt Kant mit Recht, sind keine sachliche Notwendigkeit. Nur dann, fügt er hinzu, lässt sich eine solche und damit die wissenschaftliche Erfahrungserkenntnis gegenüber dem Skepticismus retten, wenn die Erfahrungsgegenstände selbst dem Verstand entspringen. Dieser muss es sein, der durch seine eigene immanente Gesetzlichkeit die Gesetzlichkeit der Dinge schafft. Hiemit hängt schon der Begriff des synthetisch-apriorischen Urteils zusammen, mit welchem Kant's Darstellung (nicht die historische Entwickelung seiner Gedanken) anhebt, dann die Unterscheidung von Form und Materie und alles Weitere.

Es ist nicht blos der Begriff der Causalität, auf den es hier ankommt, sondern der allgemeinere der Naturnotwendigkeit, da es ja auch andere als Causalgesetze gibt (Gesetze der sog. Coexistenz), die man schwerlich alle auf Causalgesetze wird zurückführen können.

Die psychologische Frage ist die nach dem Ursprung des Notwendigkeitsbegriffes. Man wird ihn wol ebenso wie den der Wahrheit, der Wahrscheinlichkeit und ähnlicher Prädicate als eine Abstraction aus dem Urteilsgebiete zu betrachten haben. Wollen wir Jemand den Begriff der Notwendigkeit sozusagen ad oculos demonstriren, so ersuchen wir ihn, sich den Satz der Identität oder den Satz, dass das Ganze mehr ist als der Teil, oder ähnliche Urteile zu vergegenwärtigen. Nicht als psychische Vorgänge jedoch nennen wir die Urteile in solchem Falle notwendig, sondern mit Rücksicht auf das, was darin behauptet wird, das Grössersein des Ganzen u. s. w. Nicht davon ist die Rede (obgleich es auch nicht geleugnet wird), dass solche Urteils processe sich unter den vorliegenden psychischen Bedingungen notwendig einstellen müssen, sondern dass solche Materie, von wem und wann und unter welchen Umständen sie auch immer beurteilt werden möge, ihrer eigenen inneren Natur nach nicht anders als so beurteilt werden könne. Notwendigkeit ist also

primär eine Eigenschaft gewisser Urteilsinhalte, eben der sog. notwendigen Wahrheiten, und der abstracte Begriff der Notwendigkeit entsteht daher durch Reflexion auf diese Urteilsinhalte. Nicht aus der Aussenwelt, aber auch nicht aus den psychischen Zuständen als solchen ist er abstrahirt, er ist endlich auch nicht als eine „apriorische Form“ zur Materie hinzugefügt, sondern gewissen Inhalten immanent und in keiner anderen Weise als durch begriffliche Abstraction davon zu trennen.[1])

Mancher wird einwenden: Nicht die notwendigen Wahrheiten liegen dem Begriff der Notwendigkeit zu Grunde, sondern umgekehrt: dieser Begriff muss schon vorhanden sein, um notwendige Urteile zu fällen.

Dies wäre ein Misverständnis. Freilich wenn der Erkenntnistheoretiker die Urteile in notwendige und nichtnotwendige scheidet und die Theorie beider entwickelt, so muss er den Begriff der Notwendigkeit wie den des Urteils schon haben. Aber um ein notwendiges Urteil zu fällen, bedarf es dessen nicht. Dass ein Apfel ein Apfel ist, erkennt man, ohne vorher oder auch nur währenddessen den Begriff der Notwendigkeit als solchen zu haben. Er entsteht in der That erst durch Reflexion auf derartige bereits im Bewusstsein vorhandene Urteile.[2])

Aus dem Begriffe der Denknotwendigkeit im vorerwähnten Sinne formen wir nun den der Naturnotwendigkeit. Und hier beginnt die eigentümliche Aufgabe der Erkenntnistheorie. Sie zeigt, was sich aus

---

1) Dahingestellt können wir hier lassen, ob nur analytische oder auch synthetische Sätze die Quelle des Begriffes sind; ferner ob Notwendigkeit ein positiver oder negativer Begriff (Unmöglichkeit des Gegenteils), in welch letzterem Falle er doch auch einen positiven Teil enthielte, von welchem das Nämliche wie oben zu sagen wäre; endlich ob man Abstractionen der beschriebenen Art zur „psychologischen“ oder „inneren“ Wahrnehmung im gewöhnlichen Sinne rechnen oder ob nicht vielmehr von der Wahrnehmung der Zustände als solcher die Wahrnehmung des Inhaltes (Gehaltes), und zwar als eines beurteilten, gewollten u. s. f., unterschieden werden muss. Durch die Unterscheidung und Anerkennung dieser Wahrnehmungsrichtung löst sich vielleicht manches Misverständnis in Hinsicht des Psychologismus wie auch von Seiten desselben. Auch historisch begreift sich Manches besser. Wenn man die Beispiele „angeborener Ideen“ bei Descartes und Leibniz betrachtet, mit denen doch schliesslich nichts anderes gemeint war als die durch innere Wahrnehmung gegebenen, so findet man diese beiden Classen durch einander gemengt (Desc. Med. III: res, veritas, cogitatio. Leibniz Erdm. p. 223: être, substance, un, même, cause, perception, raisonnement). Kant hatte nicht Unrecht, wenn er die Ideen von Sein, Identität u. dgl. nicht aus der psychologischen Wahrnehmung in demselben Sinne ableitbar fand, wie die des Vorstellens, Schliessens, Wollens. Aber er hatte Unrecht, sie um deswillen zu apriorischen Formen zu stempeln.

2) Es gilt hier Analoges wie beim Begriff der Existenz. Vgl. Brentano, Psychologie I, 279. Marty, Viertelj. Sch. f. wissensch. Philos. VIII, 171 f. Hillebrand, Die neuen Theorien der kategorischen Schlüsse S. 27 f.

jenem Begriffe machen lässt und was uns zu der künstlichen Bildung veranlasst und berechtigt.

In dem Satze: „Ein Körper muss im leeren Raume fallen“ ist das Muss sicherlich nicht blos in dem Sinne zu verstehen: „Wir sind gewohnt, Körper im leeren Raume fallen zu sehen“. Es bedeutet auch nicht blos ein thatsächliches Verhalten, wie es etwa in dem Satze ausgesprochen ist: „Der Montblanc ist 4810 Meter hoch“. Wenn wir auch diese Thatsache als eine Folge naturgesetzlich wirkender Kräfte betrachten, so ist sie doch nicht aus allgemeinen Gesetzen für sich allein, sondern nur in Verbindung mit früheren wiederum blos thatsächlichen „Collocationen“ ableitbar. Und so lässt sich dieser Unterschied nicht eliminiren.[1])

Haben wir nun keinen anderen ursprünglichen Begriff von Notwendigkeit als den der logischen, so wird dieser auch hier in irgend einer Weise mitspielen. Und da wir in den Erscheinungen selbst eine derartige Notwendigkeit nicht wahrnehmen — hierin hat Hume ebenso zweifellos Recht, wie in dem positiven Teil seiner Lehre Unrecht —, so muss sie in etwas jenseits der Erscheinungen, in „wirklichen Dingen“ liegen. Indem wir von Naturgesetzen reden, machen wir die Voraussetzung, dass das Verhalten der Dinge, für die sie gelten sollen, einem Verstande, der sie ihrem innersten Wesen nach zu erfassen vermöchte, in analoger Weise denknotwendig sein würde, wie $2 \times 2 = 4$. Die physische Notwendigkeit ist eine logische Notwendigkeit, die wir annehmen, ohne sie wahrzunehmen. Hiemit ist nicht etwas Neues ausgesprochen, sondern etwas, worin die deutsche Philosophie seit Leibniz, ihrem grossen Stammvater, wenn auch nicht in der Fassung doch in der Tendenz einig ist. Die Unterschiede beziehen sich hauptsächlich darauf, ob diese blos angenommene jemals in eine wahrgenommene Notwendigkeit übergehen

---

1) Ich kann Sigwart (Logik I² 236) und Volkelt (Erfahrung und Denken S. 142), welche jedes Erkenntnisurteil ohne Unterschied für notwendig erklären, ebensowenig zustimmen, als denen, die Alles für blos thatsächlich erklären. Dass wir ein bestimmtes Urteil über eine Thatsache fällen, ist freilich psychologisch ebenso notwendig, wie dass wir in einem anderen Falle ein Gesetz behaupten. Aber nicht von dieser Notwendigkeit des Behauptens ist die Rede, die ja auch Sigwart von der objectiven Wahrheit wol unterscheidet (S. 251), sondern von der Notwendigkeit des behaupteten Inhalts (Sachverhalts). In der behaupteten Wahrheit ist noch ein Unterschied, jenachdem sie als blos thatsächlich oder als Gesetz behauptet wird, und niemals wird sich eine Thatsache in ein Gesetz oder ein Gesetz in eine Thatsache auflösen lassen.

könne, wie dies Leibniz und in extremster Weise der spätere deutsche Idealismus gelehrt hat. Und freilich liegt hier eine ungeheure Kluft zwischen Idealisten und Realisten. Aber wir dürfen das Gemeinsame nicht übersehen, das sie verbindet gegenüber dem Positivismus, der das Gesetzliche in ein blos Thatsächliches umzudeuten strebt.

Die Annahme eines Etwas jenseits der Erscheinungen machen wir wie so viele andere Annahmen im Einzelnen, um den Lauf der Erscheinungen der Deduction zu unterwerfen. Sie bewährt sich Schritt für Schritt durch den Erfolg und braucht keine andere Bewährung. Fast alle übrigen Voraussetzungen sind im Grunde nur Teile dieser einen und jede Bestätigung nur ein Teil der unermesslichen Bestätigung, welche diese durch die fortlaufende Entwickelung unseres Naturwissens und des darauf gegründeten Lebens empfängt. Auch die allgemeine Regelmässigkeit des Naturlaufes, wonach unter gleichen Umständen stets Gleiches eintreten muss, ist mit in jener grossen Voraussetzung inbegriffen (denn nicht Dinge überhaupt, sondern gesetzlich zusammenhängende Dinge nehmen wir an) und bedarf keiner anderen, etwa apriorischen, Stütze.

In den Erscheinungen selbst findet sich diese Regelmässigkeit nicht. Drehen wir den Kopf zur Seite und führen ihn dann in die Ausgangsstellung zurück, so haben wir wieder das nämliche Muskelgefühl, den gleichen Bewusstseinsinhalt in allen übrigen Beziehungen, und doch kann die Gesichtserscheinung jetzt eine andere sein. Alle die unzähligen Ausnahmen dieser Art verschwinden nur durch die Hilfsvorstellung einer Aussenwelt im obigen Sinne.

Es ist nicht wahr, dass die Naturwissenschaft nur von Erscheinungen handle. Es gibt nicht ein einziges Naturgesetz, welches sich als Gesetz blosser Erscheinungen, wenn wir dieses Wort im strengen (subjectiven) Sinne nehmen, ausdrücken liesse. Es gibt unter den Erscheinungen keine Causalität. [1])

Kant selbst hat wol — wie er dies ja auch einmal selbst versichert — niemals daran gedacht, unser Wissen auf blosse Erscheinungen im

1) Ganz ebenso Lipps in seiner Recension von Riehl's „Kriticismus", Götting. gel. Anzeigen 1888 No. 24 S. 911 f.

eigentlichen Sinne zu beschränken.[1]) Nicht blos definirt er beständig die Empfindung als Wirkung äusserer Gegenstände, sondern er lässt empirische Körper im Raume auch dann existiren, wenn sie augenblicklich nicht erscheinen; ja das Dasein einer solchen räumlichen Aussenwelt gilt ihm als eine absolut gewisse, weil in dem Begriff der inneren Wahrnehmung schon eingeschlossene Wahrheit[2]); er geht darin also sogar weiter, als sich, wenn vom wissenschaftlichen und nicht vom naiven Bewusstsein die Rede ist, rechtfertigen lässt.

Kant sprach eben, wie auch heute noch so Viele, die unser Wissen auf Erscheinungen beschränken, von Erscheinungen in einem doppelten Sinne, ohne dies bestimmt zu unterscheiden. Er nannte auch Das, was von der Rose fortbesteht, während ich sie nicht ansehe, ja nicht einmal daran denke, Erscheinung. Genau gesprochen bestehen doch nur etwa die Bedingungen fort, infolge deren, wenn ich wieder hinblicke, dieselbe Gesichtsempfindung wiederentstehen wird. Nur in diesem Sinne konnte Kant von Gesetzen der Erscheinungen und von Causalzusammenhang unter ihnen sprechen.[3])

Da nun aber Raum und Zeit, in denen auch diese objectiven Erscheinungen sich vollziehen sollen, nach Kant nur Anschauungsformen eines Bewusstseins sein können, und da überhaupt Erscheinungen, die Niemand erscheinen, ein wunderlicher Begriff wären, so verlegten neuere

---

1) S. Zeller's Geschichte der deutschen Philosophie 2. Aufl. S. 351 f. B. Erdmann, Kant's Prolegomena S. XLV—LXVI. Derselbe, Kant's Kriticismus etc. S. 45.

2) Darauf — auf eine Art von ontologischem Beweis der Aussenwelt — läuft die berühmte „Widerlegung des Idealismus" in der 2. Auflage der Kritik d. r. V. hinaus; aber auch in der 1. Auflage hat sich Kant oft genug in diesem Sinne ausgesprochen. S. hierüber Vaihinger's Aufsatz „Zu Kant's Widerlegung des Idealismus" in den „Strassburger Abhandlungen zur Philosophie" 1884; auch die Darstellung R. Falckenberg's in seiner Geschichte d. neueren Philosophie S. 268 f. Freilich lassen sich hier wie beinahe überall auch entgegengesetzte Aeusserungen anführen (so Kehrb. S. 312 aus der 1. Aufl.).

3) In dem neuerdings (1888) durch Krause veröffentlichten Opus posthumum „Vom Uebergange von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik" unterscheidet Kant öfters directe und indirecte Erscheinungen, auch Erscheinungen vom ersten und zweiten Range, letztere wieder als Erscheinungen der ersteren. Er will aber damit nur die einzelnen sinnlichen Erscheinungsdata und die durch Anwendung der Kategorien entstehenden Erscheinungscomplexe (empirischen Gegenstände) gegenüberstellen, oder auch die sinnlichen Erscheinungen denen des inneren Sinnes, „da das Subject ihm selbst ein Gegenstand der empirischen Erkenntnis ist". S. No. 150 (wo nach „direct" ein Punct und das folgende „Erscheinungen" in Klammern zu setzen ist, wenn die Stelle verständlich werden soll), 160, 194, 201, 203, 209[b].

Erklärer dieselben in ein überindividuelles Bewusstsein, eine menschliche Gattungsvernunft. In dieser bestehe nach Kant die Rose, räumlich und zeitlich angeschaut, fort, auch wenn sie von keinem Auge gesehen wird. Sie sei es, die den letzten Grund für die Möglichkeit eines gesetzmässigen Zusammenhangs der individuellen Erscheinungen enthalte.[1])

Es ist wol die Frage, ob Kant mit dieser an Fichte erinnernden Auslegung dessen, was er allerdings wiederholt als „Bewusstsein überhaupt" bezeichnet, ganz einverstanden wäre.[2]) Aber soviel lässt sich immerhin aus dem Angeführten entnehmen, dass es dem Begriff von objectiver Notwendigkeit, wie wir ihn zu formuliren suchten, den darin eingeschlossenen Begriffen objectiver Dinge und eines möglichen Bewusstseins, für welches der in den Erscheinungen nicht wahrnehmbare aber aus ihnen erschliessbare Zusammenhang eine wahre Denknotwendigkeit sein würde, nicht an Anklängen bei Kant fehlt. Als eine Gattungsvernunft oder als ein überindividuelles Bewusstsein werden wir letzteren Hilfsbegriff ja ebenfalls nicht bezeichnen, sondern uns, solange es sich nur eben um die im Begriff des Naturgesetzes liegenden Merkmale handelt, mit der obigen anspruchsloseren Formulirung begnügen.

Auch dass der Verstand die Notwendigkeit in die Dinge hineintrage, können wir insofern unterschreiben, als wir den durch innere Wahrnehmung gewonnenen Begriff hypothetisch in die selbst hypothetischen Dinge hineinlegen, um ihn dann (wenn ich so sagen soll) bestätigt wieder herauszunehmen.

Der Punkt aber, in welchem man Kant völlig und rückhaltlos zustimmen muss, ist das Festhalten an dem Begriffe der Notwendigkeit im strengen Sinne des Wortes. Die Elimination desselben durch Hume rief ihn zum Kampf, war der Ausgangspunkt seiner kritischen Unternehmungen. Bedenken wir, dass noch in unseren Tagen ein in jeder Beziehung so hoch stehender Denker wie J. St. Mill sogar den Grundsatz des Widerspruches auf eine allmälige Ansammlung von Beobachtungen gründen zu können glaubte, so können wir es Kant nicht hoch genug anrechnen,

---

1) Windelband, Gesch. d. neueren Philos. II, 75 f. Falckenberg a. a. O. 269. Vaihinger sagt (a. a. O.) nur, dass man zu diesem Gedanken hingedrängt werde.

2) Vgl. über dieses „Bewusstsein überhaupt" Laas' lebendige Ausführungen in „Kant's Analogien der Erfahrung" S. 94 f.

dass er jenen von der deutschen Philosophie allezeit festgehaltenen Gedanken einer wahren Notwendigkeit nicht blos in den Denk-, sondern auch in den Naturgesetzen mit Einsatz aller seiner Geisteskraft zu retten versucht hat. Hierin liegt sein wirkliches historisches Verdienst im theoretischen Gebiet. Dessen Correlat im praktischen Gebiet ist das Festhalten an dem strengen „Du sollst!“ gegenüber der heteronomen Scheinmoral, wie wir sie unter anderer Form auch heute wieder überhandnehmen sehen.

Dagegen die Tendenz zur Ablehnung psychologischer Untersuchungen als Ausgang und Unterlage der Erkenntnistheorie können wir auch nach den Erwägungen dieses Abschnittes wieder nur als ein Unglück betrachten; und das vollständige Fehlschlagen der „idealistischen“ Philosophie, welche ihm gerade darin folgte, ist die historische Probe darauf.

V. Teilung und Vereinigung der Untersuchungen.

„Es ist nicht Vermehrung sondern Verunreinigung der Wissenschaften, wenn man ihre Grenzen ineinanderlaufen lässt.“ Dieser berühmte Ausspruch Kant's liegt dem nachdrücklichen Widerstand der Kriticisten gegen Hereinziehung psychologischer Untersuchungen als methodische Regel zu Grunde.

Die wissenschaftliche Methodik gebietet uns, die Fragen so weit als möglich zu isoliren. Divide et impera! Man löst das Bündel von Stäben auf, um es zu brechen. Aber ein anderes ist es mit der Trennung der Wissenschaften. Hat oder hätte Kant gemeint — wir lassen Interpretationsfragen hier bei Seite —, dass der Schatz von Kenntnissen, den eine Wissenschaft erringt, unfruchtbar bleiben soll für die übrigen, oder auch nur, dass es keine Grenzfragen gebe, zu deren Bearbeitung mehrere Wissenschaften sich die Hände reichen müssen, so müsste man in einer Zeit, wo Psychologen und Physiologen, Logiker und Mathematiker, Pädagogen und Mediciner, Nationalökonomen und Politiker, Sprachforscher und Naturforscher, und so viele andere bis dahin getrennt marschirende Corps zu vereintem Schlagen zusammenstossen, ihm ganz entschieden widersprechen. Eine Wissenschaft ist allerdings nur ein Fragencomplex, und wir werden die Fragen nicht im Kleinen zerteilen,

um sie dann im Grossen zusammenzuwerfen; jeder Wissenschaft bleibt ein eigener Kern von Aufgaben, der nicht mit anderen zusammenwächst, im Gegenteil sich spaltet und neue Einzelwissenschaften erzeugt. Aber was für die Formulirung der Fragen, gilt nicht ebenso für ihre Behandlung und Durchführung. Zur fruchtbaren Behandlung muss alles herangezogen werden, was irgend ohne Verletzung der allgemeinen logischen Vorschriften, ohne Cirkel insbesondere, sich verwerten lässt.

Ueber diese Gesichtspunkte können meiner Meinung nach höchstens Misverständnisse, aber nicht ernstliche Streitigkeiten Platz greifen.

Sollen wir nun die eigentümlichen Aufgaben der Psychologie und der Erkenntnistheorie einander gegenüberstellen, so haben wir nur einige bereits eingeflochtene Betrachtungen zu erweitern.

Die Untersuchung des Ursprungs der Begriffe, sowol derjenigen von absolutem als von relativem Inhalt, ist eine alte Aufgabe der Psychologie. Ist es richtig, dass ein Begriff nicht für sich denkbar ist, sondern dass er nur innerhalb einer concreten Vorstellung, gleichsam eingebettet in derselben oder, mit einem vielleicht bezeichnenderen Bilde, wie stereoskopisch hervortretend, auf dem Wege der gewöhnlichen Abstraction erfasst werden kann, so fällt jene Aufgabe zusammen mit der Bestimmung der jeweiligen concreten Vorstellung und der genauesten Charakterisirung der Momente oder Veränderungsweisen dieser Vorstellung, welche die Abstraction des bezüglichen Begriffes ermöglichen. Wir haben schon erwähnt, dass hierin noch sehr vieles zu thun bleibt.

Die Aufsuchung der allgemeinsten unmittelbar einleuchtenden Wahrheiten dagegen ist Sache der Erkenntnistheorie. Ein Begriff ist nicht ein Urteil, nicht eine Erkenntnis. Wäre ein Begriff in irgend einer beliebigen Weise angeboren, so würde daraus noch nichts folgen über die Urteile, in denen er Verwendung finden kann. Nehmen wir an, dass sämmtliche in einem Urteil vorkommenden Begriffe psychologisch uns a priori eigen wären, selbst in dem Sinne, dass sie vor aller Wahrnehmung dem Bewusstsein bereits actuell gegenwärtig wären: so könnte es immerhin geschehen, dass erst Wahrnehmungen, Erfahrungen uns zu bestimmten Verbindungen dieser Begriffe und zur Anerkennung derselben in Urteilen veranlassten und berechtigten. Und umgekehrt kann ein Begriff der Wahrnehmung entnommen sein, wie z. B. der von Rot, von

Farbe überhaupt, von Quadrat und Figur, während das Urteil: „Rot ist Rot“ oder „Röte ist keine Figur“ unzweifelhaft ein apriorisches ist. Denn wir bedürfen nicht einer besonderen Wahrnehmung oder gar einer Häufung von Wahrnehmungen, um uns der Wahrheit eines solchen Satzes zu versichern; wir bedürfen ihrer nur zur Gewinnung der Begriffe, aus denen dann der Satz ohne Weiteres fliesst.

Dies gilt auch bezüglich Raum und Zeit. Die Frage nach der Natur der geometrischen Axiome (ob sie analytisch, synthetisch a priori oder blosse Erfahrungssätze seien) ist durchaus verschieden von der Frage nach der psychologischen Entstehung der Raumvorstellung (ob sie bereits ursprünglich im Inhalt der Gesichtsempfindung gegeben oder ein Product der individuellen psychischen Entwickelung ist). Aber die beiden Fragen sind hier wie anderwärts lange Zeit hindurch mit einander vermengt worden, zum Schaden sowol der Psychologie als der Erkenntnistheorie. Man hat die Wissenschaften gesondert und die Fragen vermengt, statt umgekehrt zu verfahren.

Die Feststellung und Charakteristik der allgemeinsten unmittelbar einleuchtenden Erkenntnisse ist, wie die des Ursprungs der Begriffe, eine noch lange nicht befriedigend gelöste Aufgabe. In das Verzeichnis der sog. synthetischen Grundsätze hat Kant vieles aufgenommen, was sehr wol als blosser, wenn auch mit den weitesten Garantien der Sicherheit gefestigter, Erfahrungssatz gelten kann (wie das Gesetz der Causalität und der Wechselwirkung), anderes, was vor allem der Interpretation bedarf (wie der Satz der Substantialität, bei dem es ganz auf die Fassung des Substanzbegriffes ankommt), anderes, dessen Wahrheit ernstlich bezweifelt werden kann (wie z. B. Hering den Satz, dass alle Empfindungen einen Grad haben, rücksichtlich der Farben anzweifelte und sich jedenfalls mit Recht dagegen verwahrt hätte, wenn man die Frage mit einem apriorischen „Es muss so sein“ hätte abthun wollen). Kant's allgemeines Axiom der Anschauung: „Alle Anschauungen sind extensive Grössen“ hat zur Lösung der grossen Fragen über die Natur der geometrischen Grundsätze, soviel ich sehe, nicht das Mindeste beigetragen. Aber auch abgesehen von den einzelnen Sätzen ist der Begriff von synthetischen Grundsätzen überhaupt von allen selbständigen neueren Erkenntnistheoretikern, soweit sie ihn beibehalten, der Revision für bedürftig erachtet.

Nehmen wir jedoch an, obige Aufgabe sei gelöst, die allgemeinsten unmittelbar einleuchtenden Erkenntnisse vollständig aufgezählt, genau formulirt und classificirt und von den nur angeblichen Grundsätzen gesondert, so würde, wie mir scheint, der Erkenntnistheorie in Bezug auf die Grundlagen der Erkenntnis überhaupt nichts mehr zu thun bleiben. Ich kann der Frage nach den „Bedingungen der Möglichkeit" solcher unmittelbaren Wahrheiten keinen erkenntnistheoretischen Sinn abgewinnen. Jede weitere Untersuchung könnte sich nur auf die psychologischen Bedingungen erstrecken, unter welchen Urteile dieser Art im Bewusstsein auftreten. Die bezüglichen Vorstellungen müssen da sein, die Fähigkeit der Abstraction allgemeiner Begriffe muss vorhanden sein, die Aufmerksamkeit muss die erforderliche Intensität und Richtung haben u. s. w. Aber keine noch so sorgfältige Beschreibung aller Glieder des psychologischen Mechanismus wird uns die Evidenz noch evidenter, die unmittelbaren Erkenntnisse noch unmittelbarer machen, keine uns auch nur eine Einsicht gewähren, wie und warum sie und zwar gerade diese und keine anderen als Grundlage unsres Denkens möglich sind. Entweder man liefert Praemissen zur logischen Begründung des Urteilsinhalts — dann waren jene Erkenntnisse nicht wirklich unmittelbare — oder man liefert psychologische Bedingungen des Urteilsprocesses, dann hat man das Feld der Erkenntnistheorie verlassen und ist im eigentlichsten Sinne in ein *ἄλλο γένος* von Untersuchungen übergegangen. Ein Drittes gibt es nicht.

Während es so der Natur der Sache nach der Erkenntnistheorie verwehrt ist, noch weiter in die Tiefe zu graben, eröffnen sich nach der Höhe und Breite reiche Probleme. Es entsteht die Frage, wie die durch die psychologische Analyse aufgezeigten Elemente unsrer Vorstellungen zur denkenden Construction der Welt und zumal der „Aussenwelt" zu verwenden sind. Die allgemeinsten Mittel und Wege des Erkennens hat die Erkenntnistheorie nicht minder wie die allgemeinsten Ausgangspuncte klarzulegen.

Die Aussenwelt ist, wissenschaftlich gesprochen, eine Hypothese, um den Gang der Erscheinungen zu berechnen. Wir haben zur Bildung dieser Hypothese keine anderen Vorstellungen und Begriffe, als die wir den Erscheinungen selbst, einschliesslich jedoch der Erscheinungen der inneren

Wahrnehmung, entnehmen können. Ein Teil davon erweist sich als brauchbar, ein anderer nicht. Sollte sich zeigen, dass wir mit jenem nicht ausreichen, so würde die Welt eben insoweit für uns aller Berechnung und aller Unterordnung unter Gesetze entzogen bleiben. Unter den absoluten Inhalten, welche uns in den Erscheinungen selbst zur Verfügung stehen, hat man die sog. Qualitäten der Empfindung zu solcher Construction unbrauchbar, die Vorstellungen von Raum und Zeit dagegen, d. h. das locale und temporale Moment der Erscheinungen, in hohem Masse brauchbar gefunden. Sie verdanken diese Bevorzugung dem Umstande, dass sich mit ihnen in viel grösserem Umfange rechnen lässt (ganz unzugänglich sind, wie erwähnt, auch die Qualitäten nicht für die Rechnung) und dass die rechnerischen Consequenzen, die aus der Annahme objectiver räumlich-zeitlicher Vorgänge gezogen werden, wieder in neuen Erscheinungen zutreffen. Von vornherein haben sie aber nicht mehr Anspruch auf objective Giltigkeit als die Qualitäten der Empfindung.[1])

Und genauer zugesehen sind doch auch Raum und Zeit in der Gestalt, wie sie uns gegeben sind, nicht verwertbar; sie sind es erst geworden durch mancherlei Umbildungen oder Abstractionen. Raum und Zeit, wie wir sie vorstellen, haben ein Centrum: wir können keine Zeit vorstellen ausser nach rückwärts oder vorwärts vom gegenwärtigen Augenblick, auf den Alles bezogen wird. Analoges gilt für die Vorstellung von Orten. Von diesem Centrum muss bei dem physikalischen Begriffe von Raum und Zeit abgesehen werden. Der Vorstellungsraum hat ferner entweder nur zwei Dimensionen oder es ist die dritte wenigstens nur rudimentär, keimhaft vorhanden. Wir sind nicht im Stande, uns in derselben Weise die Dicke eines Körpers vorzustellen, wie seine Breite und Länge; wir können einen Körper nicht durch und durch sehen, ja ihn auch nicht in der Phantasie durch und durch vorstellen (nur Hering hält das Letztere für möglich). Der Raum des Geometers und Physikers hat

---

1) Die gegenteilige Meinung lässt sich historisch bis Descartes zurückverfolgen, indem er Raum und Zeit um der darauf gegründeten Mathematik und mathematischen Physik willen als „vollkommen klare und deutliche", daher objective, dagegen die Qualitäten als „dunkle", daher nur subjective Vorstellungen bezeichnete. Die für diese Dunkelheit angeführten Gründe (dass wir z. B. den Schmerz nicht immer genau localisiren können) waren freilich schwach genug; in sich ist eine Farben- oder Ton- oder Schmerzempfindung gewiss nicht verworrener als die Vorstellung eines Dreieckes.

überhaupt in jedem Puncte und nach allen Richtungen dieselben Eigenschaften, der Empfindungsraum nicht. Oben und Unten, Rechts und Links sind für die Empfindung gewissermassen qualitative Unterschiede. Ein Quadrat, zuerst senkrecht stehend, dann um 45^0 gedreht, sodass es auf eine seiner Ecken zu stehen kommt, wird ganz anders empfunden und nur durch Vermittelung von Schlüssen wiedererkannt.[1]) Es ist durchaus falsch, dass der Raum (und ebenso die Zeit), so wie wir ihn vorstellen, überall congruent mit sich selber wäre, dass man sich jedes Stück ebenso in eine andere Abteilung versetzt denken könne.[2]) Einen subjectiven Ort können wir ebensowenig transplantirt denken, wie wir einen tiefen Ton in eine hohe Octave versetzt denken können.

So gibt es eine Reihe von Eigentümlichkeiten des empfundenen Raumes, von welchen in der Hypothese eines objectiven Raumes abgesehen werden muss, obschon wir sie aus der anschaulichen Vorstellung nicht entfernen können.

Es ist denn auch nicht das Mindeste von vornherein gegen die Annahme einer vierten Raumdimension zu sagen. Die Frage ist einzig und allein, ob wir sie brauchen. Ja es ist leicht einzusehen, dass vom absoluten Inhalt, von dem Anschaulichen in unserer Raumvorstellung gänzlich abgesehen und nur die in den Formeln der analytischen Geometrie ausgedrückten ganz abstracten Verhältnisse als objectiv gültig angenommen werden können. Der Raum des Physikers ist, wie aus Obigem hervorgeht, ohnedies längst schon nur durch wesentliche Abstractionen von dem Empfindungsraum zu denken. Von diesem Standpunct unterliegt es dann vollends keinem Anstand, statt dreier vier oder mehr Variable in jenen Formeln zu verwenden. Damit will ich nicht sagen, dass wir auch nur

---

1) Mach, Beiträge zur Analyse der Empfindungen S. 44 f. Mach's Ausführungen über den Unterschied zwischen optischer und geometrischer Aehnlichkeit, über den Eindruck der Symmetrie u. dgl. sind in hohem Masse interessant und lehrreich, wenn ich auch den Erklärungen nicht unbedingt beistimmen möchte. Er weist auch darauf hin (S. 76), dass der Einfluss des Empfindungsraums sich doch gelegentlich in der Geometrie noch gegen ihre Intentionen geltend macht, wie wenn man concave und convexe Krümmung unterscheidet, wo der Geometer eigentlich nur die Abweichung vom Mittel der Ordinaten kennen sollte.

Auf die Unvertauschbarkeit von Rechts und Links hat ja auch schon Kant Gewicht gelegt. Die Subjectivität des Empfindungsraumes folgt daraus in der That; nicht aber folgt, dass er als apriorische Form von der Materie der Empfindung zu trennen sei.

2) Wie Wundt, System d. Philos. S. 119, mit vielen Anderen behauptet.

den Schatten eines stichhaltigen Grundes für die vierte Dimension und nicht vielmehr die stärksten Beweise für die Dreizahl hätten. Aber es ist erkenntnistheoretisch nützlich, sich diese Möglichkeit als solche zu vergegenwärtigen, weil sie am deutlichsten zeigt, in welchem Masse wir die uns gegebenen Vorstellungen umzubilden bez. abstracter zu gestalten vermögen, wenn das Bedürfnis dazu vorliegt.

Gleiches wie von den absoluten Inhalten gilt nun aber auch von den relativen, den Verhältnisbegriffen. Müssen wir zugeben, dass die objective Gültigkeit der absoluten Inhalte nur empirisch zu begründen ist, so liegt keine Veranlassung vor, die der relativen aus einer ganz anderen Quelle herzuleiten. Auch für sie haben und brauchen wir keine andere Rechtfertigung als den Erfolg. Alle Anwendung ist zunächst Versuchssache, und das ungeheure, gar nicht mehr abzuschätzende Zutrauen, welches wir den Begriffen der Causalität und anderen in Hinsicht ihrer objectiven Gültigkeit schenken, ist hinreichend gerechtfertigt durch ihre Unentbehrlichkeit bei jedem neuen Schritt und Tritt auf dem Wege der Erkenntnis. Dass auch hier Umbildungen, bez. Abstractionen höherer Ordnung von den unmittelbar gegebenen Vorstellungen erforderlich sind, haben wir an dem Begriff der Notwendigkeit gesehen und würde uns ebenso der Begriff der Causalität lehren. Ich vermute, dass auch manchen kantianisirenden Naturforschern dies als das Wesentliche des Kant'schen Unternehmens erscheint: die möglichst genaue und vollständige Bezeichnung der allgemeinsten und einfachsten Verhältnisbegriffe und der darauf bezüglichen Sätze, ohne welche eine Naturerklärung factisch unmöglich wäre; womit doch keineswegs ein Anspruch auf ihre Gültigkeit vor jeder Anwendung, unabhängig von der Erprobung ihrer Brauchbarkeit und Durchführbarkeit, gegeben ist.[1])

Die Psychologie hat in Hinsicht unserer Ueberzeugung von der

---

1) Helmholtz sagt bezüglich des Causalgesetzes, das er als ein a priori gegebenes, transscendentales Gesetz bezeichnet: „Hier gilt nur der eine Rat: Vertraue und handle!“ (Die Thatsachen in der Wahrnehmung S. 41 f.) Die umgekehrte Ordnung würde mir in diesem Falle zutreffender scheinen: „Handle und vertraue!“ Oder mit Einem Wort: „Probire!“

Auf dieselbe Auffassung sah sich auch E. Laas in seinem polemischen Aufsatz in den „Strassburger Abhandlungen zur Philosophie“ (1884) geführt, als er der sogenannten „kritischen Methode“ und dem Begriff von „Bedingungen einer möglichen Erfahrung“ einen haltbaren Sinn unterzulegen versuchte.

Aussenwelt und unsrer Vorstellungen von ihrer Beschaffenheit eine durchaus andere Aufgabe. Sie hat nicht die wissenschaftlichen Annahmen in dieser Hinsicht zu rechtfertigen, sondern den allgemeinen unmittelbaren Glauben an die Aussenwelt, gleichviel ob er wahr oder falsch ist, zu erklären; und zwar an die Aussenwelt, wie sie erscheint, farbig, klingend und rauschend, riechend und schmeckend, nur die Correcturen etwa abgerechnet, welche schon das gewöhnliche Bewusstsein, gewitzigt durch zahlreiche Sinnestäuschungen, anbringt. Spielen, wie in der letztgenannten Beziehung, Anfänge einer wissenschaftlichen Erkenntnis auch hier herein, so betrachtet die Psychologie sie nur als mitwirkende Kräfte unter anderen.

Es ist wol zu bemerken, dass die Aussenwelt, von welcher hiebei die Rede ist, sich nicht blos in ihren einzelnen Eigenschaften, sondern in ihrem ganzen Begriffe nicht mit der Aussenwelt deckt, um welche es sich für den Metaphysiker und den philosophirenden Naturforscher handelt. Dem gewöhnlichen Bewusstsein ist die Grenze zwischen dem Ich und der Aussenwelt einfach die Grenze zwischen dem eigenen und den fremden Körpern. Der Metaphysiker dagegen versteht seit Descartes unter dem Ich das mit unmittelbarer wissenschaftlicher Gewissheit (Evidenz) Gegebene, und dieses erkenntnistheoretische Ich ist das Bewusstsein und die in ihm enthaltenen Phänomene, während der sog. eigene Körper von diesem Standpunct aus ebenso zur Aussenwelt gehört, wie die sog. fremden Körper. Die Psychologie hat nur zu zeigen (und sie ist dieser Aufgabe gewachsen), was die „Wirklichkeit“ des Empfundenen für das gewöhnliche Bewusstsein bedeutet und wie es dazu kommt, in dem Wirklichen jene ursprünglich sicherlich nicht vorhandene Grenzlinie zwischen „Eigenem“ und „Fremdem“ zu ziehen.[1])

---

1) In seinen jüngst veröffentlichten „Beiträgen zur Lösung der Frage vom Ursprung unsres Glaubens an die Realität der Aussenwelt und seinem Recht“ (Sitzungsberichte der Berliner Akademie, Phil.-hist. Cl. 1890) betont Dilthey gegenüber der „intellectualistischen“ Interpretation dieses Glaubens die hervorragende Bedeutung der Willensvorgänge und „Willenserfahrungen“. Er versucht dadurch auch über die Annahme hinauszukommen, dass die Realität der Aussenwelt nur den Wert einer Hypothese habe. Den Unterschied der philosophischen Begründung und der psychologischen Entstehung des Glaubens findet er darin, dass die erstere dasjenige analytisch darstelle, was in der lebendigen Erfahrung gegeben ist, und dann vermittelst der in dieser Erfahrung aufgefundenen Bestandteile den Horizont derselben erweitere. Ich möchte den Unterschied doch

Auf diese Weise scheinen also wolunterschiedene Complexe von Aufgaben für beide Wissenschaften auseinanderzutreten. Aber um so mehr müssen wir darauf zurückkommen, dass eine gedeihliche Lösung dieser Aufgaben undenkbar ist ohne gegenseitige vielfache Stützung. Der Erkenntnistheoretiker kann an der Frage nach dem Ursprung der Begriffe nicht vorbeigehen, er muss in die Tiefen und Schwierigkeiten dieses Problems als ein Fachmann eingedrungen sein; und der Psychologe wiederum muss Erkenntnistheoretiker sein, nicht blos weil die Erkenntnisurteile eine besondere Classe von Urteilsphänomenen bilden, die wie andere psychische Phänomene beschrieben sein will, sondern vor allem weil er wie jeder, dem seine Wissenschaft mehr ist als ein Handwerk, über die Grundlagen alles Wissens Klarheit haben muss. Aber es treten hier, wie man beispielsweise an dem Begriff der „inneren Wahrnehmung" sieht, auch wirkliche Grenzfragen auf, welche man der einen wie der anderen von beiden Wissenschaften gleich gut zurechnen kann, unbeschadet der sonstigen Verschiedenheit ihrer Aufgaben. Es hat wenig Zweck, zu streiten, wem ein solches Gebiet mehr zugehöre; die Hauptsache ist, dass sich Beide seiner annehmen.

Möchten denn Psychologismus wie Kriticismus von der Tagesordnung verschwinden und an die Stelle der abstracten und unfruchtbaren Standpunctspolitik, welche zumal dem Kriticismus eigen ist, ein der besonderen Natur der Probleme angepasstes Zusammenarbeiten im Einzelnen treten.

---

nicht blos in der Methode, sondern vor allem im Gegenstand selbst finden. Die Aussenwelt im erkenntnistheoretischen, überhaupt wissenschaftlichen Sinne scheint mir wirklich nichts weiter als eine Hypothese, die denn auch als solche nur durch intellectuelle, und zwar wissenschaftliche, Operationen gestützt werden kann und darf. Hingegen zur Erklärung der psychologischen Aussenwelt — wenn ich den Ausdruck gebrauchen soll — muss der ganze Apparat der Seelenkräfte herangezogen werden und unter ihnen gewiss in hervorragendem Masse die Willensthätigkeiten, insoferne die Unterscheidung des eigenen von fremden Körpern zum grossen Teile darauf beruht. Hier werden auch die pathologischen Zustände, welche Dilthey ausgiebig verwertet, in der That lehrreich.

Anhang.

1. Historisches über die Unterscheidung von Materie und Form des Vorstellens.

Die erkenntnistheoretische Gegenüberstellung von Raum und Zeit einerseits und den sinnlichen Qualitäten andrerseits hängt offenbar mit dem ganzen Entwickelungsgang der Physik zusammen. Philosophisch wurde sie von Descartes durch den Hinweis auf die Evidenz der Mathematik zu begründen versucht. Für die „Formen des Denkens“ sodann lagen die Keime in Descartes' und Leibniz' Lehre von den virtuell angeborenen Ideen. Dass in dieser Hinsicht Leibniz' Nouveaux Essais (veröffentlicht 1765) einen höchst eingreifenden Einfluss auf Kant geübt haben, erscheint mir zweifellos. Aber die alte Unterscheidung von Materie und Form wird von Leibniz noch nicht auf diese Fragen angewandt; er versteht die Ausdrücke in ontologischem Sinne, nur mit der Umdeutung, die er den von Aristoteles und der Scholastik überkommenen Terminis gegeben. Aristoteles selbst allerdings hatte von seinen ontologischen Grundbegriffen auch in der Erkenntnistheorie Gebrauch gemacht, indem er Sinn und Verstand als „formaufnehmende“ Vermögen definirte; doch wird Niemand darin das Vorbild der Kant'schen Lehre erblicken, die vielmehr den stärksten Gegensatz dazu bildet. In anderer Weise wird die Unterscheidung formaler und materialer Principien gelegentlich von Wolffianern in der Erkenntnislehre verwertet, so von Crusius[1]), und (mit Beziehung auf diesen) auch von dem vorkritischen Kant selbst.[2]) Wir gehen vielleicht nicht fehl, wenn wir darin die ersten Keime oder Vorboten der späteren Unterscheidung suchen. Aber auch da muss man sich natürlich hüten, hinter den gleichen Ausdrücken schon den gleichen Sinn zu suchen.

In dem hier in Betracht kommenden Sinne findet sich der Gegensatz von Materie und Form des Vorstellens bei Kant bekanntlich zuerst in seiner Inauguraldissertation 1770, und zwar bezüglich Raum und Zeit. In der Kritik d. r. Vernunft ist der Formbegriff dann auch auf die Kategorien angewandt. Raum und Zeit aber als Formen der sinnlichen Anschauung zu fassen, dazu lagen Antriebe teils in Leibniz' Definition derselben als blosser Ordnungen der Phänomene, teils in den Schwierigkeiten, die

---

1) Weg zur Gewissheit (1747) § 421.

2) Der einzig mögliche Beweisgrund etc. (1763) I. Abth. Zweite Betrachtung No. 1. Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze etc. (1764) Dritte Betrachtung § 3.

Kant selbst bereits früher in der Definition dieser Vorstellungen gefunden und die ihn zu wiederholter Umbildung seiner Ansichten geführt hatten.[1])

Doch lassen sich auch deutliche äussere Anregungen in Hinsicht der Unterscheidung von Form und Materie der Vorstellungen namhaft machen. Die Priorität Lambert's ist in neueren Darstellungen mehrfach erwähnt. Zwar in Lambert's bester Schrift, dem „Neuen Organon" (1764)[2]), ist unmittelbar nichts davon erwähnt. Nur die Betonung der apriorischen Erkenntnis zum Unterschied von der blos aposteriorischen (welch' letztere allein Lambert in Locke's „Anatomie unsrer Begriffe" findet), enthält hier eine Vorausdeutung auf Kant, während zugleich die Aufzählung dieser apriorischen Erkenntnisse (noch deutlicher in der späteren „Architektonik") an die Schotten erinnert. Jene Unterscheidung apriorischer und aposteriorischer Urteile ist aber nicht identisch mit der von Form und Materie des Vorstellens, so eng auch beide Unterscheidungen in dem Gedankengang der Kritik d. r. V. zusammenhängen. Direct und ausdrücklich steht die letztere zuerst in dem Briefe Lambert's an Kant vom 3. Februar 1766, wo Lambert die Frage aufwirft und bespricht, ob oder inwiefern die Kenntnis der Form zur Kenntnis der Materie unsres Wissens führe. Lambert weist darauf hin, dass alle unsre Erkenntnisse von dem Formalen, wie sie in der Logik und Metaphysik vorkommen, unbestritten richtig seien und dass nur da Streitigkeiten entständen, wo man die Materie zu Grunde legen wollte. Die Form, sagt er, bestimmt schlechthin keine Materie, aber sie bestimmt die Anordnung derselben, und insofern soll aus der Theorie der Formen kenntlich gemacht werden können, was zum Anfange dient und was nicht.

Dies sind ganz unverkennbar die Anlässe, ich möchte geradezu sagen die Grundzüge, der Kant'schen Formenlehre, wie sie dann zunächst in der Inauguraldissertation entwickelt wurde, und zugleich ihrer Beziehung zu den synthetischen Urteilen a priori, wie sie in der Kritik der reinen Vernunft dargestellt wird.

In seiner „Anlage zur Architektonik", welche 1771, also kurz nach Kant's Inauguraldissertation, erschien, sagt Lambert (Vorrede V, XVI), die Schwierigkeiten im Begriffe der Form und dessen, was zur Form gehöre, hätten ihn längst beschäftigt, obgleich er sie nicht, soviel er gewünscht, aufklären konnte. Freilich erstrecken sich seine Betrachtungen darüber (II 233 f.) wesentlich nur auf Feststellung des Sprachgebrauches in den verschiedenen Fällen, wo man von Form und Materie redet. Aber es ist interessant zu sehen, wie er dabei von der Aristotelischen Lehre, von der alten ontologischen Bedeutung der Ausdrücke, ausgeht und dann auch in der Vernunftlehre die Formen der Erkenntnis (das Bejahen und Verneinen, die Allgemeinheit und

---

1) Das Verhältnis seiner Lehre von Form und Materie zur Leibniz'schen bespricht Kant in dem Abschnitt „Amphibolie der Reflexionsbegriffe" in der Kritik d. r. Vern.; über den historischen Entwickelungsgang erfahren wir daraus nichts.

2) Auf welches Windelband Geschichte d. neueren Philos. I, 546, II, 29 in dieser Hinsicht Bezug nimmt.

Besonderheit, das Wenn, Entweder—Oder, Sowol—Als auch u. s. f.) von der Materie (dem Subjects- und Prädicatsbegriff) unterscheidet. In den Beispielen, die er hier zur Form rechnet, sind die Kant'schen Kategorien (der Qualität, Quantität, Relation) unverkennbar. Er fügt auch hier hinzu, dass ihm eine Theorie der formalen Ursachen der menschlichen Erkenntnis immer von äusserster Wichtigkeit geschienen habe.

Eine andere äussere Anregung kam von Tetens, dessen „Philosophische Versuche über die menschliche Natur" (1776) ja nach dem bekannten Ausspruche Hamann's in jener Zeit „stets aufgeschlagen auf Kant's Tische lagen". Die Empfindungen, sagt Tetens (I 336 f.), geben den Stoff zu allen Ideen, die Form der Ideen hängt von der Denkkraft ab. Er spricht häufig von den Formen als „Erzeugnissen der Denkkraft" (s. u.). Er sucht durch diese Lehre auch sogleich den Leibniz'schen Satz aus den Nouveaux Essais zu deuten: „Nil est in intellectu quod non prius fuerit in sensu nisi intellectus ipse." (I 336 f.) Ferner unterscheidet Tetens in der Lehre von den notwendigen Urteilen formal und material notwendige (I 512 s. u.) und ist hier sehr nahe an Kant herangerückt.

Mit der Betonung dieser äusseren Einflüsse soll Kant's Originalität nicht herabgesetzt werden. Seine philosophische Grösse wird ohnedies nicht geringer, wenn ein entschiedener Irrtum nicht sein ausschliessliches Eigentum ist.

2. Die Verhältnislehre und die Notwendigkeitslehre des Nicolas Tetens.

„Für die empirische Psychologie", sagte E. Erdmann in seiner ausführlichen Geschichte der neueren Philosophie 1842, „möchte Tetens mehr geleistet haben als irgend einer vor oder nach ihm." Beneke, einer der wenigen, die während der idealistischen Periode Tetens' Bestrebungen fortsetzten (der allerdings auch zugleich seine Neigung zum Psychologismus beibehielt), hatte sogar geurteilt, man sei vor Kant in der Psychologie weiter gewesen als nachher.[1]) Gleichwol ist die historische wie die sachliche Bedeutung seiner Lehre bis vor Kurzem nur wenig im Einzelnen gewürdigt worden. Selbst in der so reichen psychologischen Fachlitteratur der Gegenwart wird der „deutsche Locke"[2]) fast nur als Urheber der durch Kant allgemeiner gewordenen Dreiteilung von Verstand, Gefühl und Willen angeführt, obschon gerade diese nicht von ihm, sondern von Mendelssohn herrührt.[3]) Vom kriticistischen Standpuncte widmete A. Riehl

1) Psychologische Skizzen 1825 S. 611, vgl. über Tetens S. 601—2.

2) Mit diesem Beinamen ehrte man ihn nach Rosenkranz, Geschichte der Kant'schen Philosophie, Kant's Werke XII, 65.

3) So berichtet Wundt in seiner Uebersicht der deutschen philosophischen Litteratur dem englischen Publikum im Mind II p. 515, J. B. Meyer habe in seiner „Psychologie Kant's" entdeckt, dass Kant seine Dreiteilung von Tetens habe. III p. 156 berichtigt er dies dahin, dass bereits E. Erdmann diese Entdeckung in seinem „Grundriss d. Gesch. d. Phil." gemacht habe. Aber die Entdeckung E. Erdmann's (bereits in seinem 20 Jahre früheren ausführlichen Werke) ist falsch, und eben dies ist es, was J. B. Meyer überzeugend nachwies, während er zugleich auf Mendelssohn hinwies.

1876 in seinem „Kriticismus“ (I 187 f.) Tetens eine eingehendere Betrachtung. 1878 besprach Harms in den Abhandlungen der Berliner Akademie Tetens' ganze Lehre, ohne bei einzelnen Puncten besonders zu verweilen. Eine durch mich veranlasste Dissertation über Tetens' Erkenntnistheorie von Schlegtendal (Halle 1885) behandelt seine schwierige Lehre von der Wahrnehmung und von der Erkenntnis der objectiven Existenz. Eine andere von Ziegler (Leipzig 1888) bezweckt hauptsächlich wieder Beurteilung von kriticistischem Standpunct. Wir wollen im Folgenden das Wesentliche von dem, was Tetens über zwei in unsrer Abhandlung besprochene Puncte lehrt, kurz zusammenstellen. Die Verhältnislehre findet sich nach mehreren Seiten ausführlicher bei Schlegtendal, die Notwendigkeitslehre meines Wissens noch nirgends hinreichend dargestellt.

a. Verhältnisse, lehrt Tetens, kann man nicht im engeren Sinn fühlen (empfinden), sondern nur denken, erkennen, bemerken, appercipiren. In einem weiteren Sinne des Wortes mag man dies auch als ein Fühlen bezeichnen. Dasselbe bezieht sich auf einen Uebergang, eine Veränderung, die wir in uns finden, wenn wir z. B. über Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit urteilen. Dieses Gefühl des Uebergangs geht dem Urteil vorher. So unter anderem auch bei der Causalität.

In unseren Vorstellungen sind Unterschiede und Verhältnisse wol in gewissem Masse schon vor der Wahrnehmung derselben vorhanden; aber sie treten erst durch die Wahrnehmung ganz hervor, werden „völlig leserlich“; weshalb es im strengen Sinne keine unbewussten Vorstellungen gibt, keine Vorstellungen, in denen schon dieselben Unterschiede und Verhältnisse gedacht würden, die wir im Bewusstsein erkennen.

Das Wahrnehmen, wodurch die Verhältnisgedanken erst (actuell) entstehen, ist eine Art von Urteilen, aber nicht ein Urteilen im engeren Sinn, welch' letzteres vielmehr bereits Ideen, d. h. bewusste, unterschiedene Vorstellungen voraussetzt.

Die Relationen der Einerleiheit, Verschiedenheit u. dgl. sind ein Ens rationis, nur subjectivisch im Verstande vorhanden. Der Gedanke vom Verhältnis ist „ein Machwerk von derjenigen Kraft, mit welcher wir die in uns gegenwärtigen Vorstellungen von den Dingen als Sachen vergleichen und dann ihnen sozusagen ein Siegel unsrer vergleichenden Thätigkeit aufdrücken“ (I 276; vgl. 288 „Gedanken von Verhältnissen, welche die Denkkraft zu den Vorstellungen hinzusetzet“).

Bezüglich der räumlich-zeitlichen Verhältnisse (I 277, 359) muss man von den Verhältnissen selbst ein Absolutes unterscheiden, welches ihnen zu Grunde liegt, das Fundamentum relationis, und dieses kann auch etwas Objectives sein. Aber die Beziehungen selbst sind auch hier nur Gedanken der Denkkraft. Tetens lässt sich darauf nicht näher ein, bemerkt aber, dass „die ganze Speculation über die erwähnten Gemeinbegriffe des Verstandes am Ende auf psychologische Untersuchungen über ihre Entstehungsart und ihre subjective Natur im Verstande beruhe“ (was man, wie fast alle seine Ausführungen, nicht unbedingt billigen kann). Später bespricht er im Vorbeigehen Kant's in der Inauguraldissertation aufgestellte Raum- und Zeitlehre,

und hier scheint er jenes „Absolute“ als die Summe der sinnlichen Qualitäten zu verstehen, die in der jeweiligen Raumanschauung vereinigt werden.[1])

Den Ursprung des Causalbegriffes bespricht Tetens wieder an einer anderen Stelle (I 312 f.) und findet ihn in der Wahrnehmung unseres eigenen Bestrebens, besonders aber der Unterbrechungen unsres Bestrebens durch einen Widerstand. Bei der Annahme objectiver Ursachen setzen wir aber auch voraus, dass die Wirkung in der Ursache gründe, und dies kann nichts anderes heissen, als dass ein Verstand, welcher die Ursache deutlich und vollständig sich vorstellen könnte, die Vorstellung von der Wirkung in sich hervorbringe oder wenigstens mit der der Ursache verbinden müsse. „Wir haben keine andere Idee von der objectiven Ursache als diese innere subjective Verursachung im Verstande.“ (Weitere Untersuchungen über die Notwendigkeit in den Causalurteilen 494 f. Vgl. unten.)

Endlich hat Tetens auch bereits eine Classification der allgemeinen einfachen Verhältnisse versucht (I 330 f.), mit Anschluss an eine von Leibniz aufgestellte, die er corrigirt und erweitert. Er bemerkt hiebei, „dass diese Aufsuchung aller von uns gedenkbaren Verhältnisse und Beziehungen der Dinge den Umfang und die Grenzen des menschlichen Verstandes aus einem neuen Gesichtspunct darstellet. Sollten wir behaupten können, dass nicht noch mehrere allgemeine objectivische Verhältnisse von anderen Geistern denkbar sind, wovon wir so wenig einen Begriff haben als von einem sechsten Sinn und von der vierten Dimension?“ —

Diese knappe Uebersicht sollte nur den Charakter und die Tendenz von Tetens' Untersuchungen über die Frage der Verhältnisbegriffe andeuten. Man erkennt den tiefbohrenden und zugleich weitblickenden Forscher. Freilich will er manchmal tiefer bohren nicht blos als die Geduld und Fassungskraft von Lesern reicht, die nicht von dem gleichen Eifer für psychologische Zergliederung beseelt sind, sondern auch tiefer als die Sache selbst es in Wirklichkeit gestattet, was notwendig Dunkelheiten erzeugt. So, wo er die der Wahrnehmung vorhergehenden und zu Grunde liegenden Processe schildert. Er spricht da auch weitläufiger von einer „Zurückbeugung“ (Reflexion) der Vorstellungskraft als Bedingung des Wahrnehmens u. dgl. Es dürfte schwer sein, alle diese Vorgänge und Unterschiede so, wie er sie zu beschreiben weiss, in sich zu beobachten.[2]) Der vielgetadelte unsystematische Vortrag, die vielfachen Wieder-

1) I 359. Auf die Inaugural-Dissertation wird jedenfalls auch 277 (Erwähnung Kant's) angespielt.

2) Es wäre wol möglich, der Lehre von der Rückbeugung (die auch Tiedemann in seinem Handb. d. Psych. 1804 S. 96 f. acceptirt hat), einen thatsächlichen Sinn abzugewinnen, insofern Wahrnehmen nur möglich ist, wenn die Empfindung eine gewisse Zeit dauert und währenddessen die jeweilig früheren Stadien des Eindrucks, sich zeitlich gleichsam zurückschiebend, im Bewusstsein verbleiben; anders ausgedrückt: insofern das Bewusstsein auf sie zurückgewandt bleibt. Dies gilt denn auch für die Wahrnehmung von Verhältnissen. Doch ist es nicht dieser Umstand allein, den Tetens im Auge hat. In besonderen Fällen kann man noch in einem anderen Sinn von Rückbeugung oder Reflexion sprechen, nämlich bei der Wahrnehmung gewisser Verhältnisse, die den Inhalten nur mit Rücksicht auf einen psychischen Act zukommen, wie das der Vielheit (s. o. S. 488).

holungen, Modificationen der Darstellung — dies Alles erschwert das Verständnis seiner Lehre nicht so sehr als der eben genannte Zug, der einen wirklichen Fehler der Forschungsmethode bedeutet. Gegenüber den Erkenntniskritikern, welche Tetens als Psychologen mit den höchsten und unbedingten Lobsprüchen beehren, um ihn als Erkenntnistheoretiker um so schärfer zu verurteilen, müssen wir gerade vom psychologischen Standpunct eine gewisse Einschränkung des Lobes beantragen. Er hat öfters des Guten zu viel gethan, die Analyse zu weit treiben wollen. Dagegen kann ich die erkenntnistheoretische Tendenz, soweit sie in seiner Verhältnislehre vorliegt, nicht anders als gesund finden. Eine Neigung zum Psychologismus zeigt sich erst in der Notwendigkeitslehre.

b) Tetens unterscheidet subjective und objective Notwendigkeit. Er untersucht zunächst, ob in allen Fällen bei gegebenen Vorstellungen ein Urteilsact und nur Ein bestimmter Urteilsact erfolgen muss. Sowol die „dunklen" Urteile, welche durch undeutliche, ununterschiedene Vorstellungen reflexartig hervorgerufen werden, als die ursprünglichen klaren Urteile (wie der Glaube an die Aussenwelt), die schon unterschiedene Vorstellungen (Ideen) voraussetzen, erfolgen mit Notwendigkeit. Erst später entsteht Zweifel, Verneinung. Auch beim Process des Folgerns, wodurch aus gegebenen Urteilen neue abgeleitet werden, kann das Fortschreiten des Verstandes durch mancherlei entgegenwirkende Kräfte unterbrochen werden.

Wichtiger ist die Frage, ob das Urteil bei gegebenen Vorstellungen nur in Einer Weise erfolgen kann. In dieser Hinsicht sind notwendige Urteile, bei denen ausser den zu beurteilenden Vorstellungen nichts weiter die Denkkraft bestimmt, zu unterscheiden von zufälligen, die auch noch von anderen Umständen (z. B. von Gewohnheiten oder Instincten) abhängen. Bei den ersteren besteht eine durchaus feste und eindeutige Beziehung zwischen dem Vorstellungsinhalt und dem daraus resultirenden Urteil, bei den letzteren nicht. Man kann sich nicht gewöhnen, 2×2 für gleich mit 5 zu halten.

Nicht alle notwendigen Urteile sind Identitätssätze. Vor allem ist die Wahrnehmung unserer eigenen psychischen Zustände, die wir für durchaus wahr halten müssen, ein notwendiges Urteil, ohne unter den Satz der Identität zu fallen. Sodann ist die Anerkennung der Abhängigkeit eines Schlusssatzes von den Prämissen in einem richtigen Schlusse ein notwendiges und doch kein Identitäts-Urteil. Auch das allgemeinste Causalgesetz und die allgemeinsten Urteile über Inhärenz gehören hieher. (Auf die nähere Ausführung des Tetens bezüglich des Causalgesetzes gehen wir hier nicht ein.)

Ein Hin- und Hergehen zwischen den Gliedern des Verhältnisses als Bedingung der Verhältnisvorstellung statuiren auch neuere Psychologen (Lotze Metaphysik S. 531; Sigwart Logik I² S. 37). Ich möchte auch dies nicht für ein unbedingtes Erfordernis halten. Es gibt, scheint mir, Verhältniswahrnehmungen, die durch den gegebenen absoluten Inhalt ausgelöst werden, ohne dass irgend eine angebbare psychische Thätigkeit dazwischentritt.

Tetens unterscheidet aber unter diesen (subjectiv) notwendigen Sätzen wieder zwei Classen: die formal notwendigen, die in der Natur der Denkkraft an sich begründet sind, und die material notwendigen, die in der Materie des Urteils begründet sind. Zur letzteren Classe gehören die geometrischen Lehrsätze, das Causal- und das Substanzgesetz, zur ersteren der Satz des Widerspruches und der Identität, die Erkenntnis von Unterschieden in concreten Fällen, ebenso die (unmittelbaren) concreten Erkenntnisse von Causalbeziehungen, endlich die innere Wahrnehmung oder die Erkenntnis der eigenen augenblicklichen Zustände als solcher.

In den Denkarten des gemeinen Verstandes, zum Unterschied von der wissenschaftlichen Forschung, findet sich zufällige Notwendigkeit (Gewohnheit u. dgl.) mit wahrer Naturnotwendigkeit vermischt. Dass Hume das letztere Element und dessen wesentlichen Unterschied vom ersten nicht beachtete, ist der Haupteinwurf, welchen Tetens gegen ihn zu machen hat. Er bemerkt aber sehr wol, dass damit die Schwierigkeiten noch nicht ganz gehoben sind. Was positiv dann noch zu thun bleibe, das sei die Aufzeigung des Gewissheitsgrades wissenschaftlicher Inductionen. Es gebe Wahrscheinlichkeiten, welche der völligen Gewissheit nahekommen, ja sogar unendlich grosse Wahrscheinlichkeiten.

Nunmehr geht Tetens zum Begriff der objectiven Notwendigkeit über und definirt zuerst den Begriff der objectiven Wahrheit oder Gültigkeit überhaupt. Objectiv kann nichts anderes heissen als allgemein und unveränderlich subjectiv. In diesem Sinne schreiben wir Verhältnissen und Beziehungen objective Wahrheit zu, während wir die absoluten Inhalte (Farben, Töne) nur als Zeichen betrachten. Wenn die Wahrheit als Uebereinstimmung unserer Gedanken mit den Sachen definirt wird, so kann dies nur heissen, dass Idee sich zur Idee verhält, wie Sache zur Sache und dass die erkannten Verhältnisse unter den Ideen für jeden Verstand, der die Ideen denkt, gültig seien.

Man sage nicht, die Verhältnisse, die wir erfassen, seien vielleicht auch andere als die wirklichen, selbst Aehnlichkeit und Verschiedenheit seien blos Denkarten unsres Verstandes. Wir haben gar keinen Begriff von einem Verstande, der nicht mit den Verhältnissen von Einerleiheit und Verschiedenheit dächte. So verschieden wir sonst die Denkkraft annehmen können: ohne diese Merkmale würde das Wort Denkkraft oder Verstand überhaupt keinen Sinn haben. Und da „objectiv“ nichts anderes bedeutet als „für jeden Verstand gültig“, so sind jene Verhältnisse objectiv. „Die Dinge an sich“ (man bemerke auch den Ausdruck) „sind einerlei oder verschieden, das heisst auch nichts mehr als sie sind es für jedwede Wesensart, welche die Verhältnisse der Einerleiheit und der Verschiedenheit gedenken kann.“

In diesem Sinne sind denn auch die oben erwähnten Notwendigkeiten objective Notwendigkeiten. Das Dasein eines Verstandes, für den ein viereckiger Kreis möglich wäre, muss ich ebenso notwendig verneinen wie die Existenz eines solchen Kreises selbst.

Auch unter den objectiven Wahrheiten macht Tetens einen Unterschied zwischen notwendigen und zufälligen; aber dieser geht nicht etwa dem oben erwähnten zwischen

notwendigen und zufälligen Urteilen überhaupt parallel. Tetens versteht vielmehr darunter den Unterschied von Gesetzen und blossen Thatsachen. Zu den letzteren gehören alle blossen Collocationen, aber auch die eigene Existenz. Sie ist objectiv zufällig, wenngleich subjectiv notwendig (wir würden sagen: eine evidente Thatsache).

Trotz vieler tiefen und scharfen Blicke, welche uns Tetens hier wieder nicht blos als Psychologen, sondern auch als Erkenntnistheoretiker zeigen, ist eine Neigung zum Psychologismus in diesen Ausführungen nicht zu verkennen. Ich lege weniger Gewicht darauf, dass er die psychologischen und die erkenntnistheoretischen Aufgaben im Princip nicht ausdrücklich genug auseinanderhält: aber er hat entschieden einen erkenntnistheoretischen Misgriff dadurch begangen, dass er die „Notwendigkeit" in unsren Erkenntnissen identificirt mit der psychologischen Nötigung, in bestimmten Fällen so und nicht anders zu urteilen. Diese Nötigung ist vorhanden, aber sie ist nur der Ausfluss jener inneren sachlichen Notwendigkeit, dass es so und nicht anders sei, die nicht wieder durch psychologische Gesetze begründet werden kann, wenn man sich nicht in einen Cirkel verwickeln will. Freilich folgen ihm hierin Manche der Heutigen, die gleichwol gegen den Psychologismus polemisiren. Es ist auch zum mindesten unvorsichtig, wenn Tetens sagt, der Satz des Widerspruches sei ein „Naturgesetz, dem der Verstand als Verstand so unterworfen ist, wie das Licht dem Gesetz des Zurückfallens und des Brechens" (I 513). Ein Naturgesetz wird aus übereinstimmenden Einzelerfahrungen erschlossen, der Satz des Widerspruchs bedarf solcher Bewährung nicht. Wahrscheinlich wollte Tetens mit diesem Vergleich auch nur die unbedingte Nötigung erläutern, mit der wir ihn für wahr halten. Aber auch damit hätte er eben das Unterscheidende der Erkenntnis-Notwendigkeit nicht getroffen.

In diesen Ausstellungen mit den Kriticisten einverstanden, kann ich A. Riehl doch nicht zugeben, dass Tetens' Erkenntnistheorie auf „die ultima ratio des Empirismus, den Suffrage universel" hinauskomme, insofern er objective Wahrheit als allgemein-subjective Wahrheit definire (a. a. O. I 199). Tetens gründet nicht das Zutrauen zum Satz des Widerspruches und ähnlichen Sätzen darauf, dass sie allgemein geglaubt werden, sondern er gründet umgekehrt die Behauptung, dass diese Wahrheiten für jeden Verstand wahr sind, auf die Notwendigkeit, mit der sie gegeben sind. Er macht sie so wenig abhängig von der Erfahrung, dass er vielmehr die Möglichkeit eines Verstandes verneint, für welchen A nicht gleich A wäre, während ihm sehr wol ein Bewusstsein möglich erscheint, für welches eine ganz andere Anschauungswelt als für uns existirte.

Tetens ist sogar darin mit Kant einig oder sein Vorläufer, dass er zu diesen apriorischen Erkenntnissen auch synthetische Sätze rechnet. Freilich indem er das Zutrauen zu denselben näher zu motiviren sucht, gerät er unversehens in die Schilderung eines psychologischen Apparates, aus dem sie gleichsam hervorspringen, wird ihm die logische Evidenz zu einem mechanischen Zwang.

So ist es begreiflich, wie Kant sich zu einer ablehnenden Stellung gegen die Psychologie veranlasst fand. Aber er ist damit in den entgegengesetzten Fehler verfallen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften - Philosophisch-philologische Classe = I. Classe

Jahr/Year: 1890-1892

Band/Volume: 19-1890

Autor(en)/Author(s): Stumpf Carl

Artikel/Article: Psychologie und Erkenntnistheorie 465-516